

# Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen und  
historischen Classe

der

**k. b. Akademie der Wissenschaften**

zu München.

---

Jahrgang 1888.

---

*Erster Band.*

**München**

Verlag der k. Akademie

1888.

In Commission bei G. Franz.

Oeffentliche Sitzung der königl. Akademie  
der Wissenschaften

zur Feier des 129. Stiftungstages

am 28. März 1888.

---

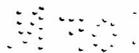
Der Präsident Herr von Döllinger hielt einen Vortrag:  
„Ueber die Geschichte der religiösen Freiheit.“

---

Der Classensecretär Herr v. Prantl erwähnte die Verluste, welche die philosophisch-philologische Classe im abgelaufenen Jahre durch den Tod dreier auswärtiger Mitglieder erlitten hatte, indem am 6. Juli 1887 in Halle der Geheime Rath August Friedrich Pott, am 14. September 1887 in Gmunden der Professor der Aesthetik zu Stuttgart Friedrich Theodor Vischer und am 10. Februar 1888 in Leipzig der Geheime Rath Heinrich Lebrecht Fleischer starben. Bezüglich des Näheren über die genannten drei Gelehrten wurde auf die hiemit folgenden Nekrologe verwiesen.

**August Friedrich Pott,**

geboren am 14. November 1802 in dem Dorfe Nettelrede bei Hannöversich-Münden, als Sohn eines Predigers, kam nach dem frühen Tode seiner Eltern zu einem Pastor (Lauen-



stein) in dem hannöversischen Dorfe Adensen, wo er für das Gymnasium vorbereitet wurde, dessen Studiengang er in Hannover durchmachte, unterstützt von einem mütterlichen Onkel, welcher ihm auch die Mittel gewährte, die Studien noch weiter fortzusetzen. So wurde er im Jahre 1821 an der Universität Göttingen als Studirender der Theologie immatriculirt, hörte jedoch ausschliesslich nur philologische Vorlesungen; neben Dissen und Otrfr. Müller war besonders Georg Friedr. Benecke, der Vertreter des Altdeutschen und Mittelhochdeutschen von entscheidendem Einflusse auf ihn. Nach absolvirter Universität erhielt er (1825) eine Lehrerstelle am Gymnasium zu Celle, woselbst er die Dissertation „De relationibus, quae propositionibus in linguis denotantur“ ausarbeitete, mittelst deren er am 17. October 1827 promovirte. Er begab sich nun nach Berlin, wo er in näheren Verkehr mit Wilh. v. Humboldt und Franz Bopp trat und (1831) sich als Privatdocent habilitirte. Im Jahre 1833 wurde er als ausserordentlicher Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft nach Halle berufen, worauf 1838 die Verleihung der ordentlichen Professur erfolgte. Seine Lehrthätigkeit erstreckte sich auf einzelne classische Autoren (Herodot, Theokrit, Plato's Kratylos, Catullus, Persius, Juvenalis), auf Sprachphilosophie und allgemeine Sprachwissenschaft, auf Grammatik des Griechischen und des Lateinischen, Anfangsgründe des Sanskrit, auch Zend, Gothisch, Keltisch, Romanisch, später auch ägyptische Hieroglyphen und Chinesisch. Mit dem Beginne seiner Hallenser Lehrthätigkeit, welcher er bis zum Ende seines Lebens treu blieb, fällt zeitlich die Entstehung seines Hauptwerkes zusammen „Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen unter Berücksichtigung ihrer Hauptformen Sanskrit, Zend-Persisch, Griechisch-Lateinisch, Littauisch-Slavisch, Germanisch und Keltisch“ (1833—36), welches in 2. Auflage in sechs Theilen erschien (1859—76) und vom zweiten Theile an den

Titel „Wurzelwörterbuch der indogermanischen Sprachen“ erhielt. Pott hat hauptsächlich durch die erste Auflage dieses Werkes, welches auf ausgedehnter Gelehrsamkeit beruht und sich in kritischer Erforschung sprachlicher Gesetze bewegt, seinen bleibenden Ruhm begründet. Anknüpfend an J. Grimm's Lautverschiebung erkannte er die Wichtigkeit der Lautgesetze für alle etymologische Forschung überhaupt, insoferne dieselbe von dem Charakter eines geistreichen Spieles befreit werden soll; und indem er in scheinbaren Kleinigkeiten einen bis dahin ungeahnten Zusammenhang entdeckte, wurde er der Schöpfer der vergleichenden Lautlehre, durch welche ein reiches Arbeitsfeld für eine jüngere Generation gegeben war, von welcher allerdings er selbst sich vielfach geschieden fühlte. Auf die Lautlehre sich stützend, beschäftigte er sich eingehendst mit den Fragen der Etymologie, wobei er natürlich auf den Bestand von Wurzeln geführt wurde, welche jedoch nicht etwa in irgend einer Zeit als fertige Gebilde existirt haben sollen, sondern nur als Abstractionen aus den allein wirklich existirenden Worten zu gelten haben. In diesem Sinne durchforschte er den ganzen Sprachschatz des Indogermanischen zum Behufe seines von den Fachkundigen hoch geschätzten Wurzel-Wörterbuches, durch welches eine Fülle von Untersuchungen, aber auch mancher Zweifel und manches Bedenken angeregt wurden (z. B. von Gg. Curtius). In die Zwischenzeit vom Beginne der Etymologischen Forschungen bis zur Vollendung der 2. Auflage derselben fällt eine staunenswerth reiche Thätigkeit Pott's. Zunächst waren es Untersuchungen über den litauisch-lettischen Sprachzweig, welche er in einer Hallenser Festgabe zum hundertjährigen Jubiläum der Universität Göttingen (1837) niederlegte: „De Borusso-Lithuanicae tam in Slavicis quam in Letticis principatu“, womit später zusammenhieng „De linguarum letticarum cum vicinis nexu“ (1841). Im Jahre 1840 erschien in der Ersch-Gruber'schen Encyclopädie sein Artikel „Indogermani-

sche Sprachen“ (ebendasselbst flossen aus seiner Feder die Artikel: Geschlecht, Participium, Patronymica, Personen-Namen), und zugleich begann er seine „Kurdischen Studien“ in mehreren Jahrgängen der Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes (1840—46). Damals auch erhielt er ein von dem Prediger Zippel in Preussisch-Lithauen gesammeltes Material über die Zigeuner, woraus er bereits in den deutschen Jahrbüchern (1841) Einiges veröffentlichte; dann aber folgte das wichtige Werk „Die Zigeuner in Europa und Asien, ethnographisch-linguistische Untersuchung ihrer Herkunft und Sprache nach gedruckten und ungedruckten Quellen“ (2 Bände, 1844 f.), wofür er von der Pariser Akademie den Volney'schen Preis erhielt. Er gab den Nachweis, dass die Zigeuner nicht etwa eine Gaunersprache reden, sondern in ihrem Ursprunge auf Indien zurückweisen, und hieran anknüpfend gab er noch mehrere kleinere Abhandlungen über die Zigeuner in Syrien, Persien u. s. w. (in der Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellsch. Jahrg. 1846, 1848, 1852, 1857, 1870), sowie auch gewissermassen damit zusammenhieng sein Artikel „Rotwelsch“ in Brockhaus' Convers.-Lexicon. Bald nach dem Erscheinen der kleinen Schrift „Die Malbergische Glosse keltisch oder germanisch?“ (1844) machte sich bei Pott eine Wendung bemerklich, vermöge deren er immer weiter über das Gebiet des Indogermanischen hinausgriff und sich dem Zuge nach linguistischer Universalität hingab. Entschieden zeigte sich diese Richtung in der Alex. v. Humboldt gewidmeten Schrift „Die quinäre und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile nebst ausführlichen Bemerkungen über die Zahlwörter indogermanischen Stammes und einem Anhang über die Fingernamen“ (1847), worin er im Gegensatze gegen die Ableitung der Zahlwörter aus den Pronomina auf concrete körperliche Vorstellungen hinwies. Es folgte „Gesamt-Ueberblick über die Sprachwissenschaft (1849 im Jahrb. d. freien d. Akad.), sowie die als

grundlegend geltenden Untersuchungen über africanische und besonders die Bantu-Sprache (1850—53 in genannter Zeitschr.). Eine bewundernswerthe Fülle des Materiales nach leitenden Gesichtspuncten geordnet bietet die Schrift „Die Personen-Namen, insbesondere die Familien-Namen und ihre Entstehungsarten, auch unter Berücksichtigung der Ortsnamen (1853, 2. Aufl. 1859), worin er hauptsächlich germanische, aber ausserdem auch griechische, arabische und indische Namen erörterte; hieran knüpfte sich „Ueber altpersische Eigen-Namen“ (1859 in obiger Ztschr.) und noch später „Ueber Vaskische Familien-Namen“ (1875). Ueber romanische Sprachen äusserte er sich in der Zeitschr. f. Alterthumswissenschaft (1853 f.). Durch die universelle Behandlung der Linguistik war ihm immer mehr der grundsätzliche Gedanke in den Vordergrund getreten, dass nothwendiger Weise ein polyphyletischer Anfang der Sprachen angenommen werden müsse, und so wandte er sich in Bekämpfung der Annahme einer einzigen Ursprache auch gegen Max Müller (1855 in genannter Ztschr.). Die gleiche Polemik gegen den „todt-geborenen Gedanken einer lingua primaeva“ erscheint auch in der Schrift „Die Ungleichheit verschiedener Racen hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpuncte unter besonderer Berücksichtigung von des Grafen Gobineau gleichnamigem Werke“ (1856), worin er nicht bloss den auf alttestamentlichen Anschauungen beruhenden Pessimismus des französischen Grafen zurückwies, sondern auch entschieden hervorhob, dass es noch nicht an der Zeit sei, die sämtlichen Sprachen etwa nach Analogie des natürlichen Pflanzen-Systems säuberlich in Familien und Gattungen einzutheilen. Sowie schon die „Etymologischen Spähne“ (in Kuhn's Zeitschrift 1885 f.) vielfach in das Gebiet der Mythologie hinüberstreiften, so gab Pott auch „Studien zur griechischen Mythologie (1859 in d. Jahrb. f. class. Philol.); daneben erschien „Die japanische Sprache in ihren Verhältnissen zu

anderen Asiatinnen“ (1858 in d. Ztschr. d. d. morg. Ges.) und hierauf „Naturgeschichtliches“ und „Zur Culturgeschichte“ (1861—65 in Kuhn und Schleicher, Beiträge). Wieder der universellen Richtung gehörte an: „Dopplung (Reduplication, Geminatio) als eines der wichtigsten Bildungsmittel der Sprache, beleuchtet aus Sprachen aller Welttheile“ (1862). Da Franz Kaulen vom Standpunkte katholischer Orthodoxie aus „Die Sprachverwirrung zu Babel, linguistisch-theologische Untersuchungen über Gen. XI“ (1861) veröffentlicht hatte, trat ihm Pott entgegen durch „Anti-Kaulen oder mythische Vorstellungen vom Ursprunge der Völker und Sprachen nebst Beurtheilung der zwei sprachwissenschaftlichen Abhandlungen H. v. Ewald's“ (1863), worin er die Unabhängigkeit der Sprachforschung wahrte, welche sich von keinerlei theologischen Meinungen beeinflussen lassen dürfe. Ein in Fichte's Zeitschrift f. Philos. (Bd. 43, 1863) erschienener Aufsatz „Zur Geschichte und Kritik der sog. allgemeinen Grammatik“ betrifft die Frage über die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer Sprachphilosophie, welche sich auf dem breiten Unterbau sämtlicher Einzel-Sprachen erheben soll, während in der Festschrift zur Begrüssung der in Halle (1867) tagenden Philologen-Versammlung „Die Sprachverschiedenheit in Europa an den Zahlwörtern nachgewiesen, sowie die quinäre und vigesimale Zählmethode“ (1868) die Untersuchung unter Anknüpfung an die frühere Schrift über die Zahlwörter (1847) nur auf einen kleinen Umkreis beschränkt blieb. Auch in seiner neuen Ausgabe von W. v. Humboldt's Schrift „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“ (1876, 2 Bände, und abermals 1880 in Calvary's Bibliothek) verbreitete er sich in der Einleitung ausführlich über Humboldt's Verdienste und über die Nothwendigkeit einer philosophischen Sprachlehre. Und nach einigen kleineren Abhandlungen über das indogermanische Pronomen (1878 in d. Ztschr. d. d. morg. Ges.) und über Mass- und Zahl-Wörter (1880

und 82 in Steinthal's Zeitschrift), sowie über Lautunterschiede des Griechischen und des Lateinischen (1883 in Kuhn's Zeitschrift) gab er zur Eröffnung der neu gegründeten internationalen Zeitschrift Techmer's (1884) eine „Einleitung in die allgemeine Sprachwissenschaft“, welche abermals den weit ausblickenden philosophischen Standpunct betonte und ihre Fortsetzung fand in Pott's Berichten „Zur Literatur der Sprachkunde“ (in Techmer's Zeitschrift 1885—87). Seine Schrift „Allgemeine Sprachwissenschaft und Carl Abel's egyptische Sprachstudien“ (1886) scheint nur eine ablehnende Beurteilung gefunden zu haben <sup>1)</sup>. — Wenn auch durch Pott's erstes Hauptwerk, d. h. die Etymologischen Forschungen, seine übrigen darauf folgenden Schriften an wissenschaftlicher Wirksamkeit überragt werden, so gab er doch stets und überall Belehrung oder wenigstens Anregung. Zu der jüngeren Generation der Sprachforscher, welche mehr eine historische Richtung, als eine philosophische, einschlugen, kam er allerdings nie in ein rechtes Verhältniss, und er verwerthete gerne seine Lautlehre und seine Laut-Symbolik gegen die jüngere Schule, von welcher er besonders durch die Fragen über den Vocalismus getrennt war. Aber seine in der Geschichte der Wissenschaft bleibende hohe Bedeutung liegt darin, dass die jetzige Sprachforschung in vieler Beziehung eben auf seinen Schultern steht, und diese Bedeutung fand auch ihre allseitige Anerkennung, indem zahlreiche Akademien (die unsrige im Jahre 1870) und sprachwissenschaftliche Gesellschaften ihn unter ihre Mitglieder aufnahmen, wozu noch gegen Ende seines Lebens (Jan. 1886) die Ehrenbezeugung kam, dass er zum stimmfähigen Ritter des Ordens Pour le mérite ernannt wurde. — Eine Erkältung

---

1) Ein Verzeichniss der sämtlichen einzelnen Schriften Pott's findet sich in einem von P. Horn verfassten Nekrologe in Bezenberger's Beiträgen zur Kunde der indogerman. Sprachen, Bd. XIII, S. 317 ff.

legte Anfangs Mai des vorigen Jahres den Keim zu einem heftigen Bronchialkatarrh mit asthmatischen Anfällen, welche der Körper des Fünfundachtzigjährigen nicht zu überwinden vermochte, und am 5. Juli erlöste ihn der Tod von seinem letzten schweren Leiden.

**Friedrich Theodor Vischer,**

geboren am 30. Juni 1807 in Ludwigsburg als Sohn des dortigen Archidiaconus, kam nach dem frühen Tode des Vaters (1814) nach Stuttgart, wo er das Gymnasium besuchte. Seiner inneren Neigung nach wollte er sich der Malerei widmen, aber die Nothlage, in welcher sich die Familie befand, enthielt die Nöthigung, auf diesen Plan zu verzichten, und der junge Vischer musste zu dem gewöhnlichen Studiengange greifen, welcher die Aussicht auf eine baldige festere Stellung gab. So trat er im Herbst 1821 in das Seminar zu Blanbeuren ein, von wo er 1825 in das Tübinger Stift übergieng; dort beschäftigte er sich neben den theologischen Vorlesungen auch mit Philosophie, und zwar zunächst mit Schelling's theosophischen Ansichten, dann mit Schleiermacher und Spinoza und hierauf mit Hegel's Phänomenologie. Nach absolvirter Universität erhielt er eine Stelle als Vicar in Horrheim bei Vaihingen, wo er die Mussezeit zur Vervollständigung des Studiums der Hegel'schen Philosophie verwandte und sich auch in dichterischen Schöpfungen versuchte (dieselben erschienen später, 1836, im Jahrbuche schwäbischer Dichter); von dort kam er im Herbst 1831 als Repetent nach Maulbronn, wo er seine Doctor-Dissertation „Ueber die Gliederung der Dogmatik“ ausarbeitete. Im folgenden Jahre begab er sich auf Reisen, welche ihn zunächst nach Göttingen führten, wo er sich näher mit Shakespeare beschäftigte und hiemit den Grund zu jener Begeisterung legte, welche er fortan für denselben empfand; dann verweilte er einige Zeit in Berlin, wo er bei Gans, Henning und Hotho

Vorlesungen hörte, sich aber von Schleiermacher durchaus nicht angezogen fühlte; von dort führte ihn der Weg nach Dresden, Prag, Wien und über Tirol nach München, wo er in den Kunst-Sammlungen seine Kenntnisse bereicherte. In die Heimat zurückgekehrt, erhielt er im Juli 1833 die Stelle eines Repetenten am Tübinger Stift, an welchem er mit David Strauss, Märklin und Binder zusammen war, und da er als Repetent die Berechtigung hatte, Vorlesungen zu halten, las er im Sommer 1834 über Göthe's Faust und im folgenden Winter-Semester zum ersten Male über Aesthetik. Eine im Herbst 1834 erfolgte Ernennung zum Diaconus in Herrenberg machte er mit mannhaftem Entschlusse rückgängig, da er in seinem Inneren bereits von Theologie und Kirche losgelöst war und es ihm widerstrebte, ein heuchlerisches Spiel zu spielen. Im Jahre 1836 arbeitete er seine Habilitations-Schrift „Ueber das Erhabene und Komische“ aus, rückte aber bald, nachdem Eschenmayer von seiner Professur zurückgetreten war, vom Privatdocenten zum ausserordentlichen Professor vor (1837); damals las er noch über Hegel und Encyclopädie der Philosophie, daneben auch über Göthe's Faust. In einem Aufsätze „Dr. Strauss und die Wirtemberger“ (in den Halle'schen Jahrbüchern, 1838) äusserte er sich über die pietistische Richtung und über die landesübliche Seminar-Erziehung, welch' letztere er auch später (in seiner Selbstbiographie in „Die Gegenwart“, 1874 und in „Altes und Neues“, Heft 3, 1882) mit köstlichem Humor schilderte. Der lebhafte Drang nach kunstgeschichtlichen Studien führte ihn im Jahre 1839 zum ersten Male nach Italien (hernach besuchte er es noch achtmal), von wo er im Frühjahr 1840 über Sicilien nach Griechenland reiste, woselbst er mit Otfried Müller, Ulrich's und Göttling zusammentraf. Nach Tübingen zurückgekehrt las er über Geschichte der Malerei, sowie über Shakespeare, und eine literarische Frucht jener Reise war ein Aufsatz „Populäre Archäologie“ (in den Jahr-

büchern der Gegenwart, 1844, jetzt vermehrt durch einen zweiten Artikel „Aus einer griechischen Reise“ in „Altes und Neues“, Heft 1). Nachdem er zum ordentlichen Professor ernannt worden war, hielt er am 21. November 1844 seine Antrittsrede, in welcher er das Verhältniss der Aesthetik zu den einzelnen Facultäten besprach und zugleich seinen theologischen Gegnern „offenen Hass“ ankündigte. In Folge hievon liess sich das württembergische Ministerium durch die Dunkelmänner dazu drängen, den so eben ernannten Professor Vischer auf zwei Jahre zu suspendiren. Derselbe benützte diese unfreiwillige Musse dazu, die Ausarbeitung seines grossen Lebens-Werkes zu beginnen. Abgesehen von kleineren Aufsätzen über die Caricaturen-Zeichner Gavarni und Töpffer (Jahrb. d. Gegenwart 1846) und über Fischart's Glückhaft Schiff von Zürich unter dem Titel „Ein malerischer „Stoff“ (ebend. 1847) war es die Darstellung der Aesthetik, welcher er ausschliesslich zwölf Jahre angestrengtester geistiger Arbeit widmete. Eine Unterbrechung trat nur ein, als er von dem Wahlkreise Reutlingen in das Frankfurter Parlament gewählt wurde, wo er sich der gemässigten Linken anschloss und, wenn auch unbefriedigt, doch gewissenhaft bis zum Stuttgarter Rumpf-Parlamente ausharrte (unter dem Eindrucke des Jahres 1848 schrieb er voll Humor „Das Bürgerwehr-Institut, oder ist der Jammer noch länger anzusehen“, 1849). Von der „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen“ erschien der erste Theil „Metaphysik des Schönen“ 1846, hierauf der zweite Theil „Das Schöne in einseitiger Existenz“ als „Das Naturschöne“ (1847) und „Die Phantasie“ (1848), der dritte Theil „Die Kunst überhaupt und ihre Theilung“ (1851), worauf die Einzeln-Künste, nemlich „Baukunst“ (1852), „Bildnerkunst“ (1853), „Malerei“ (1854), „Musik“ (1857) und „Dichtkunst“ (1857). Dabei ist, wie Vischer in der Vorrede zur Schlussabtheilung ausdrücklich bemerkt, die Musik, abgesehen von den einleitenden 20 Para-

graphen, welche er selbst schrieb, nicht von ihm, sondern von seinem Amts- und Gesinnungsgenossen, Prof. Karl Köstlin, dargestellt. Man kann bedauern, dass der erste Band des grossartigen Werkes in einer wahrhaft abstrusen Form geschrieben ist, was sich dadurch erklärt, dass ihm vorgeworfen worden war, er habe eine feuilletonistische Methode und könne jedenfalls nicht in richtiger hegelianischer Darstellungsweise sich bewegen, worauf Vischer beschloss, augenscheinlich zu zeigen, dass er es auch verstehe, in dem abstossendsten Hegel'schen Jargon zu schreiben. Aber wenn man sich durch das dialektische Gestrüpp des ersten Bandes hindurchgearbeitet hat, wird man in dem Folgenden freudigst überrascht durch die staunenswerthe Ausdehnung des Wissens, mittelst dessen massenhaftes Detail aufgehäuft ist, ebenso aber auch durch die stets geistvolle ästhetische Auffassung, welche diesen Schatz des Einzelnen durchdringt und durchbaut, sowie durch die zutreffende scharfe Charakteristik der Künstler und der Kunstwerke. Vischer hatte an denjenigen Theil des Hegel'schen Systems angeknüpft, welcher unter Allem, was Hegel geleistet hat, gleichsam aus Versehen, d. h. durch eine grundsätzliche Inconsequenz, das Beste geworden war, nemlich eben an die Aesthetik desselben, welche er jedoch in vielen Puncten wesentlich modificirte. Es steht durchaus nicht so, wie zuweilen aus den Kreisen der Herbart'schen Formalisten verlautet, dass Vischer's Aesthetik bereits überholt sei und jetzt nach 30 Jahren zu den Antiquitäten gerechnet werden müsse; wenn ihm auch die Psychologie nicht in gleicher Weise wie vielen Herbartianern als der Zauberstab galt, welcher alle Fragen richtig löst, so hat er doch vielfach in einer wahrhaft feinen Auffassung an Psychologie angeknüpft. Ja gewiss waren es psychologische Erwägungen, welche ihn veranlassten, das wirklich seltene Beispiel eines Selbstbekenntnisses zu geben, wornach eine frühere systematische Ueberzeugung nach reiflicher Erwäg-

ung aufgegeben werden soll. Vischer nämlich sprach es im 5. Hefte seiner „Kritischen Gänge“ unter der Ueberschrift „Kritik meiner Aesthetik“ selbst aus (1866), dass der Abschnitt „Das Naturschöne“ (s. oben) auszuwerfen sei, da zugegeben werden müsse, dass das Naturschöne nie ohne Phantasie empfunden werde, folglich also die letztere grundsätzlich an den Anfang der Aesthetik gestellt werden müsse, d. h. von der „Anschauung“ auszugehen sei. Die vielfach erwartete zweite Auflage der Aesthetik, in welcher diese Aenderung durchzuführen gewesen wäre, kam nicht zu Stande, gewiss aber behält auch ohnediess das staunenswerthe Werk seine bleibende Wirkung auf Alle, welche nicht in einseitiger Befangenheit verweilen. — Im Jahre 1855 folgte Vischer einem Rufe nach Zürich, wo er sowohl an der Universität als auch am Polytechnicum Vorlesungen zu halten hatte. Einige Jahre später wurde auch in München und in Karlsruhe die Frage angeregt, ob man nicht diese hervorragende Lehrkraft gewinnen solle. Bei der Schillerfeier (1859) hielt er die Festrede, und bald hernach erschien ein Aufsatz über Alfred Rethel (im Illustrierten Familienbuch 1860). Ein eigenthümlicher Grundzug lag stets in Vischer's Stellung zu Göthe, welchen er bald günstig bald ungünstig, bald bewundernd bald verwerfend betrachtete; höher stand ihm jedenfalls Shakespeare, dessen markige Gestalten ihn sympathisch anzogen, während er bei Göthe die mannhafte Thatkraft vermisste und z. B. in „Dichtung und Wahrheit“ das Erzeugniss einer allzuweichen Künstlerhand erblickte, welche nicht unterscheiden lässt, was wirklich und was hinzugedichtet sei. Er war überhaupt der Ansicht, dass man gerne Göthe in unberechtigter Weise allseitigst vergöttere und gegen die Schwächen desselben sich blind verhalte, was namentlich bezüglich des zweiten Theiles des Faust gelte, von welchem Vischer einmal (vielleicht mit Recht) sagte, derselbe sei „frostig allegorisch, das todtgeborne Kind einer welken Phan-

tasie.“ So liess er denn auch seinem Humor die Zügel bei Abfassung von „Faust, der Tragödie dritter Theil treu im Geiste des zweiten Theiles des Göthe'schen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky“ (1862, 2. und 3. Aufl. 1886). Im Jahre 1866 wurde er durch den Minister Golther wieder nach Tübingen zurückgerufen, wobei ihm die Pflicht auferlegt wurde, in jeder zweiten Woche einige Vorlesungen am Stuttgarter Polytechnicum zu halten; in den späteren Jahren aber verblieb er ausschliesslich in Stuttgart, sowie er auch mehrfach seine persönliche Ueberzeugung aussprach, dass die Universität in die Landeshauptstadt verlegt werden solle. Einen im Jahre 1869 an ihn ergangenen Ruf an die polytechnische Hochschule zu München lehnte er in der Erwägung, in seinem Vaterlande rehabilitirt worden zu sein, mit pietätvoller Gesinnung ab. Rüstig fuhr er immerhin fort, eine reiche Saat kleinerer Schriften zu veröffentlichen: „Oberschwäbische Zeitbilder“ (im Schwäb. Mercur 1866), „Epigramme aus Baden-Baden“ (1867), sodann über eine Schrift Benelli's „Ein nationaler Gruss“ (Ueber Land und Meer 1868), „Voltaire, sechs Vorträge von D. Strauss“ (Deutsche Vierteljahrsschr. 1870), „Der Krieg und die Künste“ (1872). In den „Kritischen Gängen“, welche in 6 Heften 1860—73 erschienen, finden sich ausser der oben erwähnten Selbstkritik Aufsätze über seine Reisen, über das Parlament, über Uhland, über Rottmann, und insbesondere (1872) über D. Strauss' Alter und neuer Glaube, sowie auch über die politische Wandlung, durch welche er, der früher entschieden grossdeutsch gewesen, sich seit 1870 freudig an das neue Reich anzuschliessen vermochte. Ferner erschienen: „Reuschle, Philosophie und Naturwissenschaft“ (Jenaer Lit.-Zeitung 1874), „Gottfried Keller“ (Allg. Zeitung 1874), „Studien über den Traum“ (ebd. 1875), „Noch ein Wort über Thiermisshandlung in Italien“ (ebd. 1875) und „Ein italienisches Bad“ (ebd.), gleichzeitig

„Göthe's Faust; neue Beiträge zur Kritik des Gedichtes“ (1875) und hiezu später „Zur Vertheidigung meiner Schrift Göthe's Faust“ (Deutsche Revue 1880); ferner „Nachruf an Moerike's Grab“ (1875) und „Rede bei Einweihung des Moerike-Denkmales“ (1880), „Publicistisches“ (Allg. Zeitung 1877), „Mode und Cynismus“ (1878, 3. Aufl. 1887), „Wieder einnal über die Mode“ (Nord und Süd 1878), „Ludwig Weisser“ (d. h. über einen Kunst-Sammler, Im neuen Reich 1879). Dann folgte die höchst originelle Novelle „Auch Einer“ (1879, 3. Aufl. 1884), in welcher eine Reihe speculativ allgemeiner Anschauungen den Grundton bildet (die kleinen menschlichen Leiden, Verwerflichkeit der Thierquälerei, Fortschritt der Menschheit, Pfahlbauten-Zeit u. dgl.), und gegenüber einer missliebigen Recension über diese Schrift verfasste Vischer ein Scherz-Gedicht „Einhart's Schicksal“, sowie er auch eine ästhetische Rechtfertigung des ganzen Planes derselben versuchte (Altes und Neues, Heft 3). Bezüglich der „Lyrischen Gänge“ (1882) mag ausdrücklich bemerkt werden, dass Vischer in dieser Gedicht-Sammlung mit ergötzlichem Spotte jene ultramontanen Kundgebungen (Alex. Baumgartner, Soc. Jes.) behandelte, welche über Göthe fanatisch herfallen zu dürfen glaubten. Im Jahre 1882 vereinigte Vischer unter dem Titel „Altes und Neues“ die Mehrzahl der oben erwähnten kleineren Abhandlungen. Es erschien dann noch ein Lustspiel „Nicht Ia“ (1884), sowie ein Festspiel zur Uhland-Feier (1887). Dass aber Vischer trotz der vielen und sehr verschiedenen Einzel-Schriften den Grundgedanken seines Lebens-Werkes nicht ausser Augen liess, ersehen wir nicht ohne Rührung aus dem letzten Erzeugnisse seiner fruchtreichen Thätigkeit; nemlich in der Sammel-Schrift „Philosophische Aufsätze, Ed. Zeller zu seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum gewidmet“ (1887) hat er — abgesehen von der so wohlthuend warmen „Widmung“ an Zeller — unter dem Titel „Das Symbol“ auf diese vielbesprochene Kernfrage

aller Aesthetik zurückgegriffen und an eine Analyse des Symbolbegriffes die Darlegung dreier Entwicklungsstufen des Symbolischen geknüpft. — Vischer, welcher seit 1864 unserer Akademie als Mitglied angehörte, zeigte sich in seinen hochbedeutenden Leistungen als einen Mann von ganz eigenartiger Natur, in welcher künstlerische Begabung und philosophische Schulung vereinigt waren und die grösste Schärfe des Denkens sich mit der vollen Wärme des Gemüthes paarte, sowie als einen stets sich treubleibenden Charakter und schneidigen Verfechter seiner Ueberzeugung. Im Leben wie in der Wissenschaft bethätigte er den Muth der Wahrheit und den Glauben an die Macht der Ideale. Alles, was er schrieb, muss als geistvoll bezeichnet werden, und mit dieser unmittelbaren Begabung verband sich jener Blick auf das Einzelne, welcher auch nicht das scheinbar Geringfügige als unbedeutend übergeht; hiezu kam noch, dass er des Humors in hohem Grade mächtig war und hiedurch in eigenthümlicher Weise den Genuss seiner ernsteren Schriften zu würzen verstand. Einen selbständigen humoristischen Zweck verfolgte er, abgesehen von Einigem, was bereits oben angeführt worden, auch unter dem Pseudonym „Schartenmayer“ (welchen Neben-Namen er in Freundeskreisen schon früher erhalten hatte) in der Schrift „Der deutsche Krieg 1870—1871, ein Heldengedicht“ (1874, 5. Aufl. 1878). — In welchem hohem Grade die Bedeutung dieses hervorragenden Mannes anerkannt war, ergibt sich aus der übergrossen Zahl der Freunde und Verehrer, welche ihm zu seinem achtzigsten Geburtstage ein Zeichen ihrer dankbarsten Gesinnung darbrachten. — Auf einer Erholungsreise in den Ferien hatte er sich eine Erkältung zugezogen, in Folge deren er am 14. September in Gmunden verschied.

**Heinrich Lebrecht Fleischer,**

geboren am 21. Februar 1801 zu Schandau in der sächsischen Schweiz, besuchte 1814 das Gymnasium in Bautzen und studirte von 1819—24 an der Universität Leipzig Theologie und orientalische Sprachen. Im Jahre 1824 begab er sich nach Paris, wo er durch De Sacy in tieferes Studium des Arabischen eingeführt wurde und sich mit den reichen Schätzen der dortigen Bibliotheken beschäftigte; auch lernte er die lebende arabische Sprache durch Caussin de Perceval kennen und trat in Verkehr mit den jungen Aegyptern, welche Mehmed Ali nach Paris geschickt hatte. In die Heimat zurückgekehrt veröffentlichte er als Erstlings-Schrift „Remarques critiques sur le I. tome de l'édition des 1001 nuits de Mr. Habicht“ (1827), worauf eine Ausgabe von „Abulfedae historia anteislamica“ (1831) folgte, und als er 1831 eine Anstellung als Lehrer an der Kreuzschule zu Dresden gefunden hatte, bearbeitete er den „Catalogus codicum manuseriptorum orientalium bibliothecae regiae Dresdensis“ (1831), und es folgte dann „Samachshari's Goldene Halsbänder (Deutsche Uebersetzung 1835), worüber er in einen bleibenden Conflict mit Hammer-Purgstall kam, welcher ein gleichnamiges Unternehmen veröffentlicht hatte. Im Jahre 1835 wurde ihm in Petersburg ein Lehrstuhl des Persischen, verbunden mit der Stelle eines Adjuncten an der Akademie, angeboten, und er war eben im Begriffe, dorthin behufs näherer Einsichtnahme abzureisen, als in Leipzig (17. September) Rosenmüller starb, an dessen Stelle Fleischer (am 19. October 1835) zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Hiemit begann eine langdauernde äusserst segensreiche Wirksamkeit sowohl in Bezug auf Lehrthätigkeit als auch in zahlreichen literarischen Leistungen. In ersterer Beziehung kämpfte er gegen die üblich gewordene Einrichtung, dass der Orientalist nicht bloss die lebenden und todtten Sprachen

als solche, sondern auch die Exegese des alten Testaments vertrat, und indem er sich lediglich auf Arabisch, Persisch und Türkisch beschränkte, errang er von der Regierung die Errichtung zweier anderweitiger neuer Lehrstühle. Was er als Lehrer in einer mehr als fünfzigjährigen ununterbrochenen Thätigkeit wirkte, wird von den zahlreichen hervorragenden Orientalisten, welche aus seiner Schule hervorgingen, dankbarst anerkannt, und die Leipziger Universität durfte sich Glück wünschen, als Fleischer im Jahre 1860 den von Berlin an ihn ergangenen Ruf ablehnte. Die begonnene schriftstellerische Arbeit setzte er fort zunächst durch „De glossis Habichtianis in IV priores tomos MI noctium disputatio critica“ (1836), dann folgte „Ali's hundert Sprüche, arabisch und persisch paraphrasirt von Watwat, herausgegeben, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet“ (1837); auch vollendete er Naumann's „Catalogus librorum manuscriptorum, qui in bibliotheca senatoria civitatis Lipsiensis asservantur“, d. h. die dritte Abtheilung „Codices arabici, persici, turcici“, (1838), und nach Habicht's Tod besorgte er die Fortsetzung der arabischen Ausgabe von 1001 Nacht, nemlich Bd. IX—XII (1842 f.). Bei der im Jahre 1844 in Dresden tagenden Philologen-Versammlung waren zum ersten Male die deutschen Orientalisten vereinigt, deren Vorsitz Fleischer übernahm, wobei er die Gründung einer deutschen Orientalisten-Gesellschaft vorschlug, und in der That constituirte sich im folgenden Jahre (1845) zu Darmstadt die deutsche morgenländische Gesellschaft, deren Jahresberichte von 1846 bis 1849 Fleischer verfasste, sowie er auch die von der Gesellschaft gegründete Zeitschrift in den ersten zwei Jahren (1847 f.) redigirte und später fortan durch zahlreiche Beiträge zierte<sup>1)</sup>. Er veröffentlichte „Beidhawii Com-

1) Im Folgenden bezeichne ich die in der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft“ erschienenen Aufsätze Fleischer's

mentarius in Coranum ex codicibus Parisiensibus“ (2 Bände 1846—48), wobei er nach dem Urtheile der Fachkundigen ausserordentliche Schwierigkeiten in staunenswerther Weise überwand; hierauf folgte: „Mirza Mohammed Ibrahim, Grammatik der lebenden persischen Sprache, aus dem Englischen“ (1847, 2. Aufl. 1875); sodann „Die ersten orientalischen Druckwerke der k. k. Staatsdruckerei in Wien“ (1847. Z), „Ueber einen griechisch-arabischen Codex rescriptus der Leipziger Universitäts-Bibliothek (1847. Z), „Ueber Ableitung und Bedeutung des semitischen Namens des Wolfes (1848. B), „Ueber den türkischen Volksroman Sireti Seyid Bathâl“ (1848. B), „Ueber das vorbedeutende Gliederzucken bei den Morgenländern“ (1849. B), „Literarisches aus Beirut“ und „Eine neu-arabische Kaside von Fâris esh-Shidiâk“ (1851. Z.), „Ueber das syrische Fürstenhaus der Benu-Shihâb“ (1851. B), „Ueber d. türkische Chatâi-Nâme“ (1851. B), „Zur Geographie und Statistik des nördlichen Libanon“ (1852. Z), „Michael Meschâka's Culturstatistik von Damas-kus“ (1854. Z), „Die Refa'ijjah“ (1854. Z), „Beschreibung der von Tischendorf 1853 aus dem Morgenlande zurückgebrachten christlich-arabischen Handschriften“ (1854. Z), „Eine türkische Inschrift in Galizien“ (1854. Z), „Ueber Thaalibi's arabische Synonymik mit einem Vorworte über arabische Lexikographie“ (1854. B), „Ueber das Verhältniss und die Construction der Sach- und Stoff-Wörter im Arabischen“ (1856. B), „Briefwechsel zwischen den Anführern der Wahabiten und dem Pascha von Damaskus“ (1857. Z), „Neu-arabische Volkslieder“ (1857. Z), „Beiträge zur Wiederherstellung der Verse in Abulmahasin's Annalen“ (1857. B), „Abu Zaid's Buch der Seltenheiten“ (1858. Z), „Ankündigung der

---

mit Z, sowie jene aus den „Berichten über die Verhandlungen der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften (Philol.-hist. Classe)“ mit B.

neuen arabischen Zeitung *Hadikat al-achbâr*“ (1858. Z), „*Commentar zu N. J. Seetzen's Reisen*“ (1859), „*Ueber die Culturbestrebungen in Beirut*“ (1859. B), „*Arabische Inschriften*“ (1859 u. 60. Z), „*Ueber einige Arten der Nominal-Apposition im Arabischen*“ (1862. B), „*Ueber farbige Lichterscheinungen der Sufi's*“ (1862. Z), „*Eine türkische Bade-Inschrift in Ofen*“ (1863. Z), „*Vermischtes*“ (1861 u. 65. Z). Nun begann er in den Berichten der k. sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften, welche ihn (1859) zu ihrem Classensecretäre gewählt hatte, eine Reihe von elf kostbarsten Abhandlungen zu veröffentlichen, welche unter dem Titel „*Beiträge zur arabischen Sprachkunde*“ (in den Jahrgängen 1863, 1864, 1866, 1870, 1874, 1876, 1878, 1880, 1881, 1883 und 1884) gedruckt wurden und im Anschlusse an die im Jahre 1831 erschienene 2. Auflage der arabischen Grammatik De Sacy's die Grundlage einer Neubearbeitung derselben auf breitester Basis enthalten, nachdem für die arabische Sprachwissenschaft seit jener Zeit ein so reiches Material anerwachsen war, dass eine vollständige Umgestaltung des Werkes De Sacy's sich als nothwendig erwies. Hauptsächliche Bausteine hiezu gewann Fleischer aus Ewald's Grammatik, aus Broch's Ausgabe des *Mufassal*, aus Ibn Ja'i's *Commentar zu Zamachsari's Mufassal* ed. Jahn, aus *Al-fijjah* ed. Dieterici und aus dem arabischen Wörterbuche *Muhit al Muhit*. Mit Freuden durfte es begrüsst werden, dass Fleischer diese elf Abhandlungen, welche allein genügen würden, ihm die Geltung des hervorragendsten Arabisten der Gegenwart zu sichern, unter dem Titel „*Kleinere Schriften. Erster Band*“ (1885) zusammenfassend veröffentlichte. Daneben erschienen gleichfalls in den Berichten der sächs. Gesellsch. d. Wiss. (in den Jahrgängen 1867, 1868 u. 1869) Anmerkungen und Text-Verbesserungen zur Ausgabe des Geschichtswerkes *Al-Makkari's* von Dozy, Dugat, Krehl und Wright. Ferner: „*Zur Geschichte der arabischen Schrift*“

(1864. Z), „Jüdisch-Arabisches aus Magreb“ (1864. Z), „Abdelkader's Wallfahrtsgedicht“ (1864. Z), „Persische Klingen-Inschrift“ (1864. Z), „Ueber d. arabische Reim-A“ (1866. Z), „Ergänzungen und Berichtigungen“ (1866. Z), „Hermes Trismegistos, An die menschliche Seele, arabisch und deutsch“ (1870), „Beiträge zu J. Levy, Neuhebräisches und chaldäisches Wörterbuch über d. Talmudim und Midraschim“ (1875), „Bemerkungen zu arabischer Grammatik“ (1876. Z), „Zu Rückert's Grammatik, Rhetorik und Poetik der Perser“ (1877 f. Z). Auch lieferte er Anmerkungen zu Juynboll's Lexicon geographicum und war Mitarbeiter an „Quandt, Anleitung für Beschauer des historischen Museums zu Dresden“; die letzte Arbeit Fleischer's war „Eine Stimme aus dem Morgenlande über Dozy's Supplément aux dictionnaires arabes“ (1887. B). — Die Fachkundigen sind darüber einig, dass Fleischer's Bedeutung als Arabist auf seiner gründlichen Kenntniss der arabischen National-Grammatik beruht, sowie dass seine Schriften überhaupt den Stempel wahrer Gelehrsamkeit an sich tragen, indem in denselben die sorgsamste Genauigkeit sich mit einer entschiedenen Sicherheit verbindet und ein stets auf den Grund gehender Spürsinn dazu führt, Rechenschaft über Alles zu fordern und zu geben. Seine hervorragenden Leistungen brachten ihm auch die Anerkennung, dass viele Akademien (die unsere im Jahre 1848) ihn unter ihre Mitglieder aufnahmen, sowie dass ihm der bayrische Maximilians-Orden, der preussische Orden Pour le mérite, der russische Stanislaus- und der türkische Medschidje-Orden verliehen wurden. Sein an wissenschaftlichen Verdiensten reiches Leben endete am 10. Febr. heurigen Jahres.

---

Der Classensekretär Herr v. Giesebrecht sprach:

Die historische Classe hat durch den Tod eines ihrer hiesigen Mitglieder einen höchst schmerzlichen Verlust erlitten. Am 13. September vorigen Jahres starb in Schwabing **Dr. Alois von Brinz**, k. Geheimrath und Universitätsprofessor, seit 1883 ordentliches Mitglied unserer Akademie.

Brinz, am 25. Februar 1820 zu Weiler im Allgäu geboren, kam schon in erster Kindheit nach Kempten, als sein Vater dort die Stelle eines Protokollisten am Kreis- und Stadtgericht erhielt. Beim Tode des Vaters (1835) hinterblieb dessen zahlreiche Familie in beschränkten Verhältnissen, so dass der zweitälteste Sohn Alois früh daran denken musste, selbst für seinen Unterhalt zu sorgen. Er lernte gern und leicht; in allen Klassen des Kemptener Gymnasiums stand er an der Spitze seiner Mitschüler, und die Mutter setzte, als er 1837 die Universität München bezog, auf ihn die besten Hoffnungen. Seine Absicht war zuerst, sich dem Rechtsstudium zu widmen, doch änderte er bald seinen Entschluss und wandte sich der Philologie zu. Nach Ablauf des vorgeschriebenen Trienniums unterzog er sich 1841 der Prüfung für das Gymnasiallehramt und bestand sie mit gutem Erfolge. Aber er hatte in den philologischen Studien doch nicht die rechte Befriedigung, keinen ihn dauernd fesselnden Arbeitsstoff gefunden. Durch seinen Freund Konrad Maurer angeregt, entschloss er sich daher, es noch einmal mit der Jurisprudenz zu versuchen und begab sich nach Jahresfrist mit dem Freunde nach Berlin, um Puchta zu hören. Mit grossem Fleisse verlegte er sich hier namentlich auf rechtsgeschichtliche Studien und allmählich erwachte in ihm ein tieferes Interesse für dieselben; besonders die Vorlesungen Rudorff's übten auf ihn eine nachhaltige Wirkung. Obwohl er damals und in der nächsten Zeit sein

eigenes Arbeitsfeld mehr im deutschen als im römischen Recht zu finden hoffte, trieb er das Studium des römischen Civilrechts, welches er als die nothwendigste Vorbereitung für seine Lebensaufgabe ansah, mit vollem Ernste.

Nach seiner Rückkehr von Berlin bestand Brinz 1844 die theoretisch-juristische Prüfung und zwei Jahre darauf den sogenannten Staatsconcur; auch alle anderen Bedingungen für den Eintritt in den praktischen Staatsdienst erfüllte er, ohne dass er gerade besondere Neigung zu demselben empfand. Inzwischen hatte er sich mehr und mehr in das Studium des Corpus iuris vertieft und war hier ganz heimisch geworden; wissenschaftliche Probleme waren ihm hier entgegengetreten, an deren Lösung er sich versuchte. Damit erwuchs das Streben nach einer akademischen Thätigkeit, zu der ihn auch freundschaftlicher Zuspruch ermutigte. Auf Grund seiner Inaugural-Dissertation: „Notamina ad usum fructum“ wurde er 1849 zum Doctor iuris in Erlangen promovirt, und schon im nächsten Jahre habilitirte er sich als Privatdocent an unserer Universität. Die Habilitationsschrift: „Die Lehre von der Compensation“, die auch in weiteren juristischen Kreisen Anerkennung fand, war wohl hauptsächlich die Veranlassung, dass ihm nach kurzer Zeit von zwei Seiten Professuren angeboten wurden. Nach Basel berief man ihn in die Stellung eines ordentlichen Professors des römischen Rechts. So verlockend dieser Ruf für den jungen Docenten war, zog er es doch vor, in Baiern zu bleiben und die Stelle eines ausserordentlichen Professors in Erlangen anzunehmen.

Zu Ostern 1852 trat Brinz sein Lehramt in Erlangen an und begründete alsbald dort durch die Ehe mit Karoline Zenetti sein Familienleben, welches für ihn der unversieglieche Born reinsten Glückes wurde. Alle Verhältnisse gestalteten sich für ihn günstig. Bald zeigte sich seine ausserordentliche Begabung zum akademischen Lehrer. Die Frische

und Originalität seiner Gedanken, die Energie seiner Rede machten auf die Studirenden einen tiefen Eindruck; er wusste sie für eine ideale Auffassung der Wissenschaft zu erwärmen, zu ernsten Anstrengungen zu ermuntern, und durch die leutselige, joviale Art des Verkehrs mit ihnen gewann er leicht ihre Herzen. Auch literarisch erwies er sich sehr thätig. Heftweise erschienen die „Kritischen Blätter civilistischen Inhalts“, welche in den juristischen Kreisen Aufsehen erregten, und ihnen folgte die erste Abtheilung des „Lehrbuchs der Pandekten“, seines Hauptwerkes. Schon 1854 wurde er zum ordentlichen Professor des römischen Rechts in Erlangen befördert, aber es war vorauszusehen, dass sich ihm über kurzem an einer grösseren Universität ein weiterer Wirkungskreis eröffnen würde. Die juristische Fakultät und der Senat unsrer Hochschule suchten ihn schon damals für München zu gewinnen, doch ging die Staatsregierung auf seine Berufung nicht ein, und so entschloss er sich 1857 einem ehrenvollen Rufe nach Prag zu folgen.

Die österreichischen Verhältnisse, in welche Brinz nun eintrat, erschienen ihm nicht als völlig fremde. Sein Geburtsort hatte früher zu Oesterreich gehört; er selbst entstammte einer altösterreichischen Familie. Um so leichter lebte er in Prag sich ein. Sein ausgedehnterer akademischer Wirkungskreis befriedigte ihn, und er fand auch zu literarischer Thätigkeit noch so weit Zeit, dass er die zweite Abtheilung seines Pandektenlehrbuches veröffentlichen konnte. Allgemein wurde die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, als er bei der Prager Schillerfeier am 9. November 1859 in gewaltiger Rede den Dichter der Ideale feierte. Es erschien fast selbstverständlich, dass die Deutschen in Böhmen im Jahre 1861, als die Repräsentativ-Verfassung in Oesterreich eingeführt wurde, einen so glänzenden Redner ihren Vertretern zugesellten. So wurde er von dem Wahlkreis Karls-

bad-Joachimsthal in den böhmischen Landtag und von diesem dann in den Reichstag abgeordnet.

Die nächsten fünf Jahre hat er, bald in Wien, bald in Prag lebend, mitten in dem bewegten politischen Leben des Kaiserstaats gestanden. Wie er seine Stellung hier auffasste, hat er selbst im Reichsrathe so ausgedrückt: „Ich bin berufen, römisches Recht in Prag zu lehren und habe einen zweiten Beruf nun darin gefunden, dort altes deutsches Recht zu vertheidigen.“ Es ist hier nicht der Ort, auf die politische Wirksamkeit von Brinz näher einzugehen. Allgemein bekannt ist, dass er als parlamentarischer Redner unvergleichliche Erfolge gewann. Indem er seiner innersten, unerschütterlichen Ueberzeugung den treffendsten Ausdruck zu geben wusste, übte er eine unwiderstehliche Macht auf die Zuhörer. Brinz war eine viel zu selbstständige Natur, als dass er sich je ganz in den Bann einer Partei gestellt hätte, aber ohne allen Zweifel war seine Gesinnung durch und durch liberal. Vor Allem jedoch war er grossdeutsch; die Verbindung Oesterreichs mit den andren deutschen Staaten zu erhalten und zu kräftigen, blieb das letzte Ziel seines politischen Strebens.

Nie hat Brinz daran gedacht, seine gelehrte Thätigkeit mit der eines leitenden Staatsmannes zu vertauschen; um so erklärlicher ist, dass er trotz seiner grossen parlamentarischen Erfolge sich doch wieder nach einer ungestörten akademischen Thätigkeit und einem ruhigeren Familienleben zurücksehnte. In Prag hätte er sich unmöglich der Politik entziehen können, eine Aenderung seiner bisherigen Stellung musste ihm deshalb erwünscht sein. Aber als er gegen Ende 1865 einen Ruf an die Universität Tübingen erhielt, fiel es ihm doch schwer, aus Oesterreich, dem er sich so fest verbunden fühlte, scheiden zu sollen; seine Wünsche gingen nach Wien, wo die juristische Fakultät ihn für eine erledigte

Professur des römischen Rechts in Aussicht genommen hatte. Er liess darüber die Staatsregierung nicht in Zweifel, erhielt aber einen Bescheid, der ihn nicht länger zögern liess, den Tübinger Ruf anzunehmen. Er hat noch die Katastrophe von 1866 in Prag erlebt. Der Schlag war gefallen, der seine Hoffnungen auf die politische Einigung Gesamtdeutschlands vernichtet hatte.

Für Brinz war es wohl als ein Glück anzusehen, dass er damals in neue Lebensverhältnisse versetzt wurde, zumal diese Verhältnisse ihm vielfach Befriedigung boten. Aus dem Schwabenlande war er hervorgegangen und hatte sein schwäbisches Naturell sich immer treu bewahrt: wie hätte ihn da das Leben am Neckar nicht anmuthen sollen? Eine Freude war es ihm, dass er sich jetzt frei wieder seinen wissenschaftlichen Studien hingeben konnte. Seine Lehrthätigkeit war erfolgreich, wie sie immer gewesen, und zu literarischen Arbeiten fand er so viel Musse, dass er sein Lehrbuch der Pandekten vollenden konnte. Nicht, dass er der Politik gänzlich den Rücken gewandt hätte und gegen das Schicksal Oesterreichs gleichgiltig geworden wäre, vielmehr unterhielt er Verbindungen mit den Volksvereinen, welche die Ziele der früheren grossdeutschen Partei in Süd-Deutschland unter den veränderten Verhältnissen zu verfolgen suchten, und bei mehr als einer Gelegenheit gab er kund, dass seine politischen Ansichten durch den Gang der Ereignisse nicht geändert seien. Aber ein Mandat für den württembergischen Landtag, welches ihm angeboten wurde, lehnte er unter Hinweis auf die Gründe, die ihn früher dem parlamentarischen Leben zu entsagen bestimmt hatten, mit aller Entschiedenheit ab.

So behaglich sich Brinz in Tübingen fühlte, war es ihm doch sehr erwünscht, als gegen Ende 1870 von München aus an ihn der Ruf erging, die erledigte Professur des römischen Civilrechts zu übernehmen. Nicht allein die Aussicht,

seine akademische Lehrthätigkeit in noch grösserem Umfange entfalten zu können, sondern auch die Anhänglichkeit an die Hochschule, an der er seine Studien zum grossen Theil gemacht, wo er zuerst das Katheder bestiegen hatte und wo noch Lehrer und Freunde von ihm wirkten, zog ihn nach München und freudig nahm er den Ruf an. Als er dann Ostern 1871 hierher übersiedelte, trat er in ihm längst bekannte Verhältnisse, und auch von den Collegen wurde er wie ein Amtsgenosse, der ihnen längst nahe gestanden, empfangen. Zu den alten Freunden gewann er bald neue, und jeder, dem er mit dem ihm eigenen herzlichen Wohlwollen entgegentrat, musste sich zu ihm hingezogen fühlen.

Noch mehrmals sind lockende Anerbietungen einer grossen Lehrthätigkeit Brinz gemacht worden — so 1872 von Wien und 1881 von Berlin — und es ist ihm nicht leicht geworden sie abzuweisen, aber er konnte sich nicht entschliessen, München wieder zu verlassen, wo ihm Liebe und Verehrung von allen Seiten entgegengebracht und auch an höchster Stelle seine Bedeutung vollauf gewürdigt wurde. Auch fühlte er sich glücklich in den Verhältnissen unsrer Universität und unsrer Stadt. Seine Häuslichkeit hatte er ganz nach seinen Wünschen und Neigungen gestalten können; er und die Seinen wurzelten fester und fester auf dem Münchner Boden.

Die Lehrthätigkeit, der er stets mit der grössten Gewissenhaftigkeit oblag, nahm ihn auch hier vor allem in Anspruch; es ist bekannt, von wie ausserordentlichen Erfolgen sie begleitet war. Daneben blieb er immer literarisch thätig. Ununterbrochen war er mit der Umarbeitung seines Pandektenlehrbuchs beschäftigt, von dem die dritte Auflage nöthig wurde, ehe er noch die zweite vollendet hatte. Mit seinem Collegen M. Seydel gab er die „Neue Folge der kritischen Vierteljahresschrift für Gesetzgebung und Rechts-

wissenschaft“ heraus. Eingehende Recensionen zeigten, mit welchem Interesse er die Literatur seines Faches verfolgte. Eine grössere Anzahl seiner hier entstandenen Schriften sind durch festliche Gelegenheiten herbeigeführt: Festreden und Festgaben, wie er sie namentlich bei den Jubiläen seiner Lehrer und Freunde darzubringen liebte. Noch seine letzte Arbeit war für das Doctorjubiläum seines Freundes und Collegen von Planck bestimmt. Sein wissenschaftliches Interesse dehnte sich weit über die Grenzen seines Faches aus. So interessirten ihn in hohem Masse die Arbeiten der hiesigen geographischen Gesellschaft, deren Vorstand er in den letzten Jahren angehörte; nicht minder die Arbeiten unsrer Akademie, bei denen er sich äusserst hilfreich erwies, sogar ehe er noch zu den Akademikern zählte.

Als unsre Akademie 1880 über die Verwendung der Mittel der Savigny-Stiftung zu bestimmen hatte, machte Brinz den Vorschlag, einen Preis für eine Schrift über das „Edictum perpetuum“ auszuschreiben. Der Vorschlag wurde angenommen und hatte die Folge, dass eine vortreffliche, des Preises durchaus würdige Arbeit eingeliefert wurde. Alle Mühen, die bei dieser Gelegenheit der Akademie zufielen, hatte Brinz auf sich genommen, und es hatte sich hierbei erwiesen, wie sehr die Akademie seines Beistandes bedurfte. Sie beeilte sich deshalb, sobald in der historischen Klasse eine Stelle offen wurde, ihn zum ordentlichen Mitgliede derselben zu wählen. Brinz trat 1883 in die historische Klasse mit der Absicht ein, sich mit ganzer Seele den Arbeiten derselben zu widmen. Seine Studien, die ja immer einen historischen Hintergrund gehabt hatten, führten ihn gerade zu rechtsgeschichtlichen Forschungen, denen er mit grösster Sorgfalt und Liebe oblag, und er freute sich dabei in nähere Gemeinschaft mit bewährten Geschichtsforschern zu treten. Nur wenige Jahre hat er der Akademie angehört, aber er ist in dieser Zeit ein sehr thätiges Mitglied derselben gewesen;

regelmässig wohnte er den Sitzungen bei und mehrere Abhandlungen legte er der historischen Klasse vor, die in den Schriften der Akademie gedruckt sind. Wir haben es tief zu beklagen, dass seine eben so eingreifende wie freundliche Mitwirkung uns so bald entzogen wurde.

Von politischer Thätigkeit hielt sich Brinz hier geflissentlich fern. Als man ihn bei der letzten Reichstagswahl als Kandidaten der liberalen Partei aufstellen wollte, stiess man bei ihm auf den bestimmtesten Widerspruch. Seine Theilnahme an den Geschicken der Deutschen in Oesterreich blieb freilich immer die gleiche, und er ergriff gern die Gelegenheit, ihr kräftigen Ausdruck zu geben. Sie veranlasste ihn auch, dem Vereine zum Schutze deutscher Interessen im Auslande gleich bei der Gründung beizutreten und die Stelle des ersten Vorstands zu übernehmen. Waren auch Deutschland und Oesterreich staatlich getrennt, die geistigen Beziehungen zwischen ihnen zu befestigen und zu stärken, blieb ihm stets Herzenssache.

Viele Ehren sind ihm von den verschiedensten Seiten erwiesen worden. Abermals und abermals haben die Studirenden ihm als ihrem verehrten Lehrer Ovationen dargebracht. Zweimal ist er durch die Wahl seiner Collegen an die Spitze unsrer Universität gestellt worden. Der König verlieh ihm 1872 den Verdienstorden der bayrischen Krone und damit den persönlichen Adel, 1886 den Titel und Rang eines Geheimraths. Aber solche Auszeichnungen haben so wenig, wie einst seine parlamentarischen Triumphe, an seinem innersten Wesen etwas geändert. Er blieb den einfachen bürgerlichen Sitten, in denen er erwachsen, treu, blieb immer der einfache Gelehrte, der sein Glück im Dienste der Wissenschaft und in seiner Familie fand.

Brinz erfreute sich einer kräftigen Körperconstitution. Nicht von grossem, aber gedrungensem und festem Gliederbau

bewahrte er sich bis ins Alter auch körperlich eine fast jugendliche Frische. Einzelne Gichtanfalle, die ihn in den letzten Jahren trafen, schienen wenig bedenklich. Grössere Besorgniss erregte es bei seinen Freunden, dass bei einem Vortrag, den er am 23. März vorigen Jahres in der Wiener juristischen Gesellschaft hielt, ihn plötzlich das Bewusstsein verliess, so dass er abbrechen musste. Er selbst legte auf diesen Unfall wenig Gewicht, dennoch zeigte sich bald, dass derselbe mit einem tieferen Leiden zusammenhing. Beim Eintritt der letzten Sommerferien fühlte er sich abgepannter als sonst, und bald machte ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende. Ein langes Siechthum ist ihm erspart gewesen. Wie er als frischer, schaffensfreudiger Mann stets vor uns stand, so wird sein Bild uns bleiben <sup>1)</sup>).

Leider hat die historische Klasse auch fünf ihrer auswärtigen Mitglieder durch den Tod verloren: Fredrik Ferdinand Carlson in Stockholm, Wilhelm Adolf Schmidt in Jena, Alfred von Reumont in Aachen, Graf Giovanni Gozzadini in Bologna, und L. Ph. C. van den Bergh im Haag, und ein correspondirendes Mitglied, Johann Ernst Otto Stobbe in Leipzig.

In Bezug auf sie wurde auf die nachstehenden Nekrologe verwiesen.

1) Benützt sind: Alois von Brinz, anonymer Nekrolog in der Allgemeinen Zeitung, 1888, Beilage Nr. 17 und ff. — Alois Brinz, Denkrede, gehalten am 29. November 1887 im deutschen Vereine zu Prag von Philipp Knoll (Prag 1888). — Erinnerung an Brinz, Vortrag in der Vollversammlung der Wiener juristischen Gesellschaft am 23. December 1887 von Adolf Exner (Wien 1888). — Nekrolog von F. Regelsberger in der Kritischen Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. N. F. Bd. XI. H. 1. — Dr. Alois von Brinz, Gedächtnissfeier im Vereine zum Schutze deutscher Interessen im Auslande und die darin enthaltene Gedächtnissrede des österreichischen Reichstagsabgeordneten V. Russ (München 1888).

Am 18. März vorigen Jahres verschied zu Stockholm der Staatsrath **Fredrik Ferdinand Carlson**, seit 1875 auswärtsiges Mitglied unsrer Akademie.

Carlson, geboren den 13. Juni 1811 auf dem Hofe Kungshamn in Upland, begann seine Studien 1825 zu Upsala und wurde dort 1833 zum Doctor der Philosophie promovirt. In den nächsten Jahren machte er grössere Reisen durch Deutschland, Italien und Frankreich, auf denen er sich besonders in Berlin aufhielt. Nach seiner Rückkehr begann er 1835 als Docent der Geschichte Vorlesungen an der Universität Upsala, wurde aber schon 1837 als Erzieher der königlichen Prinzen Karl, Gustav und Oskar nach Stockholm berufen. In dieser Stellung verblieb er bis 1846 und wurde so der Lehrer zweier Fürsten, die den Thron Schwedens bestiegen haben. Er kehrte dann zu seinem Lehramt in Upsala zurück, erhielt hier zunächst die Ernennung zum ausserordentlichen Professor und wurde nach Geijer's Tode 1849 zum ordentlichen Professor der Geschichte befördert. Im Jahre 1858 wurde er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Stockholm erwählt und 1859 in die schwedische Akademie aufgenommen. Schon 1850 hatte sich ihm auch ein parlamentarischer Wirkungskreis eröffnet. Er wurde damals von der Universität zu ihrem Vertreter im Reichstag erwählt und hat in dieser Eigenschaft bis 1863 allen Reichstagen beigewohnt.

Im Jahre 1863 legte er die Professur in Upsala nieder und ging nach Stockholm, um als Staatsrath die Leitung des Ministeriums der Kultusangelegenheiten zu übernehmen. Sieben Jahre verharrte er in dieser Stellung und erwarb sich besonders um das Schulwesen Schwedens grosse Verdienste. Im Jahre 1870 trat er vom Ministerium zurück, musste aber 1875 dasselbe noch einmal übernehmen und weitere drei

Jahre fortführen. Inzwischen war er auch im Reichstag wieder mehrfach thätig gewesen. An dem Reichstage von 1865 auf 1866 nahm er als Vertreter der Akademie der Wissenschaften Theil. Von 1873 an bis zu seinem Tode war er Mitglied der ersten Kammer des Reichstags, in welche er vom Landtag von Gefleborg-Län gewählt war. Wie ernst er es mit seinen parlamentarischen Pflichten nahm, zeigte sich noch wenige Tage vor seinem Tode. Als am 2. März vorigen Jahres in der ersten Kammer des Reichstages eine wichtige Abstimmung über die in Vorschlag gebrachten Kornzölle erfolgte, liess er sich vom Krankenbette zur Abstimmungsurne tragen. Hier gab er nicht nur seine Stimme gegen die Kornzölle ab, sondern verfolgte auch aufmerksam das Scrutinium bis zum Schluss und war über das ihm erwünschte Resultat hoch erfreut.

Ungeachtet seiner vielen politischen Geschäfte liess Carlson seine historischen Arbeiten nie aus dem Auge. Besonders richtete er seine Studien auf die Geschichte Schwedens unter den Königen aus dem pfälzischen Hause. Er sah sich auch hier als den Nachfolger Geijer's an und wollte dessen in schwedischer und deutscher Sprache veröffentlichte Geschichte Schwedens, die im dritten Bande mit der Abdankung der Königin Christine abschloss, weiter fortsetzen. In unmittelbarer Anknüpfung an Geijer's Werk publicirte er 1855 in der von Heeren und Uckert herausgegebenen Europäischen Staatengeschichte den vierten Band der Geschichte Schwedens, welcher bald darauf auch in schwedischer Bearbeitung unter dem besonderen Titel: „Sveriges historia under konungarna af det phalziska huset“ in zwei Bänden erschien; die Regierung Karls X. und die ersten Zeiten Karls XI. waren hier in sehr eingehender Weise dargestellt. Längere Zeit mussten dann die Arbeiten für die schwedische Geschichte zurückstehen; erst als er 1870 aus dem Ministerium schied, konnte er sich ihnen wieder ganz zuwenden. So

traten dann drei neue Bände des schwedischen Werkes an das Licht, und im Jahre 1874 wurde der fünfte Band der Geschichte Schwedens in der Europäischen Staatengeschichte publicirt, der bis zum Tode Karls XI. reicht. Gleich darauf wurden diese Arbeiten abermals unterbrochen, da Carlson noch einmal in das Ministerium eintrat; aber gleich nach seiner Entlassung 1878 nahm er sie von neuem auf. Seine Absicht war, in vier weiteren Bänden die Geschichte Karls XII. darzustellen und damit das schwedische Werk zu vollenden, aber leider hat er nur zwei von diesen Bänden selbst veröffentlichte können. Auf meine dringenden Bitten entschloss er sich noch vor Vollendung des schwedischen Werkes die Geschichte Karls XII. als sechsten Band der Geschichte Schwedens in der Staatengeschichte zu bearbeiten. Er ging sogleich daran, die beiden erschienenen Bände des schwedischen Werks in verkürzter Darstellung für die deutsche Ausgabe umzugestalten und wollte diese als erste Hälfte des sechsten Bandes publiciren; in kurzer Frist beabsichtigte er dann die zweite Hälfte, die bis zum Tode Karls XII. führen sollte, folgen zu lassen. Mit diesen Arbeiten ist er bis in seine letzten Tage beschäftigt gewesen; ehe noch die erste Hälfte des sechsten Bandes der Geschichte Schwedens ausgegeben werden konnte, ging sein Leben zu Ende. Einzelne für die Fortsetzung bestimmte Stücke haben sich in seinem Nachlass vorgefunden; es steht zu hoffen, dass sein Sohn Dr. Ernst Carlson die Geschichte Karls XII. vollenden wird. Alle Schriften Carlson's über die Geschichte Schwedens beruhen auf weitausgedehnten archivalischen Forschungen; mit besonderer Sorgfalt ist die innere Entwicklung des Reiches behandelt; die Darstellung zeichnet sich durch Klarheit aus: sie gehören zu den werthvollsten Bereicherungen der neueren historischen Literatur.

Carlson hat Deutschland wiederholt und gern bereist; er war mit allen unsren wissenschaftlichen Bestrebungen

vertraut und hat sich, wie in seiner Heimat, auch bei uns durch seine persönliche Liebenswürdigkeit viele Freunde erworben, die seinen Tod tief betrauern <sup>1)</sup>).

Am 10. April vorigen Jahres verschied zu Jena **Dr. Wilhelm Adolf Schmidt**, Professor der Geschichte an der dortigen Universität, seit 1874 auswärtiges Mitglied unsrer Akademie.

Schmidt, am 26. September 1812 zu Berlin geboren, erhielt seine gelehrte Vorbildung auf dem französischen Gymnasium daselbst und widmete sich dann auf der dortigen Universität philologischen und historischen Studien. In der Philologie waren besonders Böckh und Lachmann, in der Geschichte Raumer und Ranke seine Lehrer. Er war einer der ersten Theilnehmer an den von Ranke veranstalteten historischen Uebungen, wohnte jedoch denselben nicht stetig bei, hauptsächlich wohl, weil sie damals wenig die Geschichte des Alterthums berührten, auf welche seine Studien vorzugsweise gerichtet waren. Eng schloss er an Raumer sich an, dessen politische Ansichten seiner eigenen liberalen Richtung entsprachen. Hegel's Zuhörer ist er nicht mehr gewesen, aber die Hegel'sche Philosophie, wie sie zu jener Zeit die Berliner Universität beherrschte, hat auch auf ihn tief eingewirkt und seine Gesamtauffassung der Geschichte wesentlich beeinflusst. Nach Vollendung seiner Studien wurde er am 9. September 1834 von der Berliner philosophischen Facultät zum Doctor promovirt.

Schmidt's Absicht war damals, sich dem Gymnasiallehramt zu widmen. Er unterzog sich deshalb der sogenannten Oberlehrerprüfung und unterrichtete dann unentgeltlich an

---

1) Benützt wurde der Nekrolog von R. Törnebladh in *Pedagogisk Tidskrift*, 1887 p. 171—188.

mehreren höheren Schulen Berlins. Für die Sicherung seines Lebensunterhalts war seine 1838 erfolgte Aufnahme in das pädagogische Seminar wichtig und ihm um so erwünschter, als das Seminar unter der Leitung seines ihm so wohlwollenden Lehrers Böckh stand. Als Mitglied des Seminars wurden ihm einige Lehrstunden an dem Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin übertragen, namentlich auch Unterricht in der Geschichte. Er war ein geschickter Lehrer, der die Schüler zu fesseln wusste und gute Erfolge erreichte. Dennoch entschloss er sich bald, die eingeschlagene Laufbahn zu verlassen. Ein Hauptgrund war wohl, dass er den körperlichen Anstrengungen, welche das Gymnasiallehramt verlangte, sich nicht gewachsen glaubte; denn er war von schwächlicher und schwächerer Leibesconstitution und bedurfte zur Erhaltung seiner Gesundheit stets grosser Schonung. Ein anderer Grund wird darin gelegen haben, dass ihn die Arbeiten für die Schule von seinen gelehrten Forschungen, in denen er seine höchste Befriedigung fand, zu sehr abzuziehen schienen. Er beschäftigte sich damals besonders mit methodischen Untersuchungen der Quellen der alten Geschichte.

Er entschloss sich jetzt, es mit einer akademischen Lehrthätigkeit zu versuchen. Nachdem er an der Berliner Universität die *Venia legendi* erlangt, begann er 1841 seine Vorlesungen. Sie betrafen zunächst die alte Geschichte, dehnten sich aber allmählich auch über die späteren Zeiten bis zur Gegenwart aus. Bald zeigte sich, dass er ein unterschiedenes Talent für das akademische Lehramt hatte. Sein Vortrag war klar, anschaulich, den Bedürfnissen der Studierenden angemessen; sie fühlten sich gefördert und wandten ihm ihre Gunst zu. Wie ernst er daneben seine literarischen Arbeiten betrieb, zeigte sein gelehrtes Werk: „Die griechischen Papyrusurkunden der k. Bibliothek zu Berlin“ (1842), dessen Veröffentlichung ihm durch die Berliner Akademie der Wissenschaften ermöglicht wurde; bisher ungenügend

behandelte Partien der alten Geschichte wurden hier gründlich erörtert und der Aegyptologie neue Quellen erschlossen.

Mit den jüngeren Historikern, die er in Ranke's Uebungen kennen gelernt hatte, war er immer in freundschaftlichen Beziehungen geblieben, namentlich mit Waitz, Dönigens, Wilmans, R. Köpke und mir, und in dieser Gemeinschaft fasste er den Plan, eine Zeitschrift für Geschichtswissenschaft zu begründen. Nach langen Erwägungen und nachdem auch die Theilnahme Böckh's, der Gebrüder Grimm, Pertz's und Ranke's gewonnen und eine finanzielle Unterstützung von Seiten der Staatsregierung zugesichert war, trat 1844 unter Schmidt's Redaction die Zeitschrift hervor. Sie entsprach einem wissenschaftlichen Bedürfniss und hat sehr anregend gewirkt: die historischen Studien in Deutschland gewannen durch sie einen literarischen Mittelpunkt, wie er bis dahin gefehlt hatte. Das Hauptverdienst des Erfolgs gebührte Schmidt, der durch seine Rührigkeit und durch die Gewandtheit seiner Feder eine ganz besondere Befähigung zur Redaction besass.

Schmidt war in der angespanntesten wissenschaftlichen Thätigkeit, und eine sehr verdiente Anerkennung derselben war, dass er 1845 zum ausserordentlichen Professor ernannt wurde, mit einem allerdings sehr kärglichen Gehalt. Schon beschäftigten aber ihn, der von jeher die Vergangenheit in ihren Einwirkungen auf die Gegenwart betrachtet hatte, auch die socialen und politischen Zeitfragen in hohem Masse. Als 1844 der Verein für das Wohl der arbeitenden Klasse gegründet wurde, trat er demselben bei und bald auch in den Vorstand des Berliner Localvereins ein. Zur Förderung der Vereinszwecke veröffentlichte er 1845 die Schrift: „Die Zukunft der arbeitenden Klassen und die Vereine für ihr Wohl.“ Hier berührt er viele Fragen, die später immer von neuem aufgeworfen sind und bisher nur zum kleinsten Theile ihre

Lösung gefunden haben. Wenig später wurde noch von anderer Seite sein politisches Interesse angeregt. Im Jahre 1846 tagte zu Frankfurt am Main die sogenannte Germanistenversammlung. Schmidt gehörte zu denen, welche die Einladung zu dieser Versammlung hatten ergehen lassen, und hat dann in ihr eine nicht geringe Thätigkeit entfaltet, auch ihr als Protokollführer gedient. Es waren Gelehrte, die ihre Studien der deutschen Geschichte, dem deutschen Rechte und der deutschen Sprache zugewandt hatten, die sich hier über ihre gemeinschaftlichen wissenschaftlichen Interessen und Bedürfnisse zu verständigen suchten; aber wichtiger als die so gewonnenen Resultate war, dass das Verlangen nach nationaler Kräftigung und Einigung in den Verhandlungen deutlichen Ausdruck fand. Wie lebendig die Politik Schmidt zu beschäftigen anfang, zeigt sich auch in seinem 1847 erschienenen Werke: „Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums.“ Dasselbe ruht auf gründlichen Untersuchungen und giebt wichtige neue Aufschlüsse über das geistige und literarische Leben des ersten Jahrhunderts, aber überall spricht sich in ihm der scharfe Gegensatz des Verfassers gegen die damals in Preussen herrschende Politik aus.

Die Ereignisse des Jahres 1848 mussten Schmidt mit der Hoffnung erfüllen, dass die liberale Sache in Preussen vollständig den Sieg gewinnen und die politische Einigung Deutschlands in einem festen Bundesstaate zu ermöglichen sein werde. Die historischen Studien traten jetzt zurück, die Zeitschrift für Geschichtswissenschaft ging ein, die Politik beherrschte alle geistigen Bestrebungen und nahm auch Schmidt ganz in Anspruch. Obwohl er erst kurz vorher durch seine Vermählung mit Amalie Holländer einen eigenen Hausstand begründet hatte, beglückte es ihn, dass er alsbald als Vertreter eines Berliner Wahlkreises in das

Frankfurter Parlament eintreten konnte. Er schloss sich der Fraction des Württemberger Hofes an, in der man sich den Tendenzen der Demokratie zuneigte. In den öffentlichen Verhandlungen in der Paulskirche ist er wenig hervorgetreten, dagegen ist er in seiner Fraction sehr thätig gewesen und hat besonders für den Abschluss und die Durchführung der Verfassung zu wirken gesucht. Aber eine Rundreise im nördlichen und südlichen Deutschland, welche er im Frühjahr 1849 unternahm, überzeugte ihn, dass die Durchführung der Verfassung unmöglich sei, und brachte ihn zu dem Entschluss, aus dem Parlament auszutreten.

Schmidt kehrte nach Berlin zurück und nahm seine akademische Thätigkeit wieder auf. Im Sommersemester 1849 hielt er Vorlesungen über Ursprung und Anfang der neuesten Revolution und erreichte damit einen ausserordentlichen Erfolg, der ihn zu öfterer Wiederholung derselben veranlasste. Die Einigung Deutschlands erschien ihm noch immer als das vor allem zu erstrebende Ziel; freilich nicht von parlamentarischen Beschlüssen, sondern von Thaten erwartete er jetzt die Einigung. Es schien ihm Pflicht, auf die historischen Momente aufmerksam zu machen, wo Preussen eine allgemeine deutsche Politik verfolgt hatte. In diesem Sinne veröffentlichte er 1850 seine Schrift: „Preussens deutsche Politik“, die so grossen Anklang fand, dass noch in demselben Jahre eine neue Auflage erforderlich war. Zur Ergänzung dieser Schrift diente die 1851 erschienene „Geschichte der preussisch-deutschen Unionsbestrebungen“, in welcher er ein umfängliches Actenmaterial aus dem Berliner Archive publicirte. Ungeachtet der entschieden preussischen Gesinnung, die aus diesen Werken sprach, war doch damals auf seine Beförderung zum ordentlichen Professor in Preussen nicht zu rechnen. Desshalb nahm er, so schwer er sich von Berlin trennte, 1851 einen Ruf an die Universität Zürich an.

In Zürich war Schmidt durch Vorlesungen stark in Anspruch genommen, zumal ihm auch der Lehrstuhl für Geschichte am eidgenössischen Polytechnikum übertragen wurde. Trotzdem war er nach wie vor auch literarisch thätig. 1854 erschien seine kleine Schrift: „Der Aufstand in Konstantinopel unter Kaiser Justinian“, 1859 eine andere kleine Schrift: „Elsass und Lothringen“, die 1870 noch eine zweite und dritte Auflage erlebte. Eine umfassendere Arbeit waren die ebenfalls 1859 veröffentlichten „Zeitgenössischen Geschichten“, in denen er besonders auf Grund der Berichte der eidgenössischen Gesandten in Paris und Wien interessante Darstellungen der französischen und österreichischen Verhältnisse in der Reaktionszeit gab. Ausserdem begründete er 1856 im Verein mit anderen Gelehrten die Züricher Monatsschrift, deren erste beide Bände er selbst redigirte; in dem ersten Bande ist ein Aufsatz von ihm enthalten, in dem er unter dem Titel „Diagnose des gegenwärtigen Zeitalters“ seine Ansichten über den Gang der Weltgeschichte entwickelte.

So angenehm Schmidt's Verhältnisse sich in Zürich gestalteten, sehnte er sich doch nach Deutschland zurück und folgte, als er auf die durch Droysens Weggang in Jena erledigte Professur der Geschichte berufen wurde, gern diesem Rufe. Im Sommer 1860 begann er in Jena seine Vorlesungen, die hier wie in Zürich dauernd lebhaft Theilnahme fanden; auch die historischen Uebungen, die Droysen eingerichtet hatte, setzte er fort und wusste durch dieselben strebsame Studierende zu eigenen historischen Forschungen zu ermuthigen und anzuleiten. Unausgesetzt war er überdies mit literarischen Arbeiten beschäftigt, zunächst mit der übernommenen Neubearbeitung der Becker'schen Weltgeschichte. Dann griff er 1864 mit der kleinen Schrift: „Schleswig-Holsteins Geschichte und Recht“ wieder in eine brennende Frage der Tagespolitik ein. Im Jahre 1867 veröffentlichte er die dritte Auflage seines Buchs über „Preussens deutsche

Politik“, der er eine unmittelbar die Zeitereignisse betreffende Erweiterung gegeben hatte. Noch in demselben Jahre begann er die Publikation des umfangreichen Materials zur Geschichte der französischen Revolution, welches er aus den officiellen Polizeiberichten im Pariser Staatsarchiv gesammelt hatte. Das Werk, welches den Titel führte: „Tableaux de la révolution française, publiés sur les papiers inédits du département et de la police secrète de Paris“, erschien in drei Bänden 1867—1870. Es wurde durch dasselbe ein tiefer Einblick in die Zustände der Pariser Bevölkerung während der Revolutionszeit gewährt und historische Legenden als solche erwiesen. In unmittelbarem Zusammenhange mit dieser Publikation stand sein ebenfalls dreibändiges Werk „Pariser Zustände während der Revolutionszeit von 1789—1800“, welches in den Jahren 1874—1876 an das Licht trat. Unter dem Titel: „Epochen und Katastrophen“ veröffentlichte er 1874 eine Sammlung älterer und neuerer Arbeiten, die durch Stoff und Darstellung die Aufmerksamkeit des grösseren Publikums zu fesseln vermochten: Perikles und sein Zeitalter, der Nika-Aufstand unter Justinian, Don Carlos und Philipp II.

Noch einmal ist Schmidt in das parlamentarische Leben eingetreten. In den Jahren 1874—1876 war er Vertreter des dritten Weimar'schen Wahlkreises im deutschen Reichstag. Er schloss sich der national-liberalen Partei an, hat aber an den Verhandlungen des Reichstags keinen hervorragenden Antheil genommen. Gern kehrte er zu seinen gelehrtten Studien zurück, die sich jetzt wieder ganz der alten Geschichte zuwandten. Eine Frucht dieser Studien war das zweibändige Werk: „Das Perikleische Zeitalter“, 1877 und 1879 erschienen. Dann vertiefte er sich in schwierige Untersuchungen über die griechische Chronologie. Ein Lehrbuch der griechischen Chronologie wurde noch im Wesentlichen zum Abschluss gebracht und mit dem Druck desselben begonnen. Die Beendigung des Drucks hat er nicht mehr er-

lebt; das Werk, dessen Herausgabe nach des Verfassers Tode Fr. Rühl übernahm, ist erst kürzlich in den Buchhandel gekommen.

Bis in das Alter hat Schmidt seiner akademischen Lehrthätigkeit mit gleicher Treue und immer gleichem Erfolge obgelegen. Bei zunehmender Kränklichkeit gab er die Uebungen auf, setzte aber die Vorlesungen bis zum Sommersemester 1883 fort. Sein Doctorjubiläum im Jahre 1884 zeigte, wie grosse Anerkennung er sich in weiten Kreisen gewonnen hatte. Im Winter 1886—1887 steigerten sich seine körperlichen Leiden in bedenklicher Weise, dennoch schien er unter der sorgsamten Pflege seiner Gattin sich noch einmal zu erholen. Aber seine Tage waren gezählt; am 30. April schloss er die Augen.

Schmidt's literarische Thätigkeit ist eine sehr ausgedehnte gewesen. Ausser den genannten Büchern hat er noch zahlreiche grössere und kleinere Artikel für historische, philologische und politische Zeitschriften geschrieben. Nach seiner durch und durch kritischen Natur ist er den Ansichten Anderer oft scharf entgegengetreten, dagegen war auch er manchen literarischen Angriffen ausgesetzt. Mag er im Einzelnen nicht immer das Richtige getroffen haben, Niemand wird doch verkennen, dass er, wie durch seine Kathedervorträge, so auch durch seine schriftstellerische Thätigkeit in hohem Grade anregend auf das historische Studium in Deutschland gewirkt hat und ihm unter den Geschichtsforschern unsrer Zeit ein Ehrenplatz gebührt<sup>1)</sup>.

---

1) Benutzt sind der Nekrolog von Dietr. Schäfer in der Allg. Zeitung 1887 Beilage Nr. 140, der anonyme ausführliche Nekrolog im Jahresberichte über die Fortschritte der klassischen Alterthumswissenschaft 1887 Vierte Abtheilung S. 1—34, und der Nekrolog von Ott. Lorenz in der Zeitschrift für Thüringische Geschichte und Alterthumskunde. Bd. XIII S. 299—321.

Am 27. April vorigen Jahres starb zu Aachen der wirkliche Geheime Rath **Dr. Alfred von Reumont**, seit 1853 correspondirendes, seit 1858 auswärtiges Mitglied unserer Akademie.

Reumont, am 15. August 1808 zu Aachen geboren, war der älteste Sohn des dortigen Medicinalrathes und Brunnenarztes Gerhard Reumont, eines vielseitig gebildeten Mannes. Der Vater hatte nach längerem Aufenthalt in Frankreich und England in Aachen sein Haus begründet, welches dort der Mittelpunkt vieler angesehenen Fremden verschiedener Nationalitäten wurde. Der Knabe gewann hier Eindrücke, die auf seinen ganzen Lebensgang von Einfluss gewesen sind. Schon früh lernte er fremde Sprachen, begann die Werke der deutschen, französischen und englischen Klassiker zu lesen und versuchte sich in eigenen literarischen Arbeiten. Im Alter von 18 Jahren bezog er die Universität Bonn, um nach dem Willen des Vaters Medicin zu studiren, aber seine Neigung zog ihn zu der Belletristik und rechten Geschmack konnte er weder hier, noch in Heidelberg, wohin er sich 1828 begab, dem medicinischen Studium abgewinnen. Seine Vorliebe für historische Studien entwickelte sich besonders im Umgange mit Schlosser, in dessen Haus er Eingang fand. Der Tod des Vaters im Sommer 1828 unterbrach plötzlich seine Universitätsstudien. Seine Familie war in nichts weniger als glänzender Lage, und er darauf angewiesen, seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Er ertheilte Privatunterricht und suchte sein schriftstellerisches Talent in Journalarbeiten zu verwerthen.

Im Jahre 1829 veröffentlichte er sein erstes Buch: „Aachens Sagen und Liederkranz“. Noch in demselben Jahre erhielt er eine ihm sehr willkommene Einladung, bei der seinem Vater befreundet gewesenen schottischen Familie Cranford in Florenz eine Hauslehrerstelle zu übernehmen,

bis sich in Italien für ihn günstigere Aussichten eröffnen würden. Am 25. December 1829 langte er in Florenz an, welches er später als seine zweite Heimath lieben lernen sollte. Nur kurze Zeit blieb er in dem Cranfurd'schen Hause. Bald erlangte er eine ihm zusagende Verwendung als Privatsekretär des damaligen preussischen Gesandten in Florenz, von Martens. Er gewann Uebung in den diplomatischen Geschäften und fand Gelegenheit, sich mit den Verhältnissen Toscanas vertraut zu machen. Mit allen hervorragenden Florentinern, namentlich mit dem Marchese Gino Capponi, kam er in anregenden Verkehr, nicht minder mit zahlreichen Fremden von geistiger Bedeutung, die auf kürzere oder längere Zeit in Florenz Aufenthalt nahmen. Vielfach förderlich war ihm die Bekanntschaft mit dem Buchhändler J. P. Vieuzeux, dessen Lesekabinet und Haus damals gleichsam den Sammelplatz des literarischen Lebens in Florenz bildeten. Für die von Vieuzeux begründete Zeitschrift „Antologia“ hat Reumont seine ersten Arbeiten in italienischer Sprache geliefert.

Als 1832 von Martens als Gesandter nach Konstantinopel versetzt wurde, folgte ihm Reumont dorthin, kehrte aber schon im Sommer 1833 nach Florenz zurück, wo er bei dem nunmehrigen preussischen Geschäftsträger Graf Schaffgotsch in eine ähnliche Stellung trat, wie bei dessen Vorgänger. Nach zwei Jahren ging er dann nach Berlin, um sich um eine Staatsanstellung zu bemühen. Im Frühjahr 1836 wurde er zum Geheimen expedirenden Sekretär im Ministerium des Auswärtigen ernannt, bald aber nach Florenz zurückgeschickt, um bei der dortigen Mission Hilfe zu leisten. Auf Bunsen's Ansuchen wurde er dann nach Rom gesandt, kehrte jedoch nach dessen Abgang 1838 auf seinen florentinischen Posten zurück, auf dem er freilich nur kurze Zeit verweilte; denn schon im nächsten Jahre musste er wieder nach Rom gehen, um dort die Geschäfte des Legationssekre-

tärs zu übernehmen. Bis zum Juni 1843 verblieb er in Rom, dann begab er sich nach Berlin, wo ihm die Stellung eines Legationsrathes im auswärtigen Ministerium mit Verwendung im Kabinet des Königs übertragen wurde.

Inzwischen hatte sich der literarische Ruf des jungen Diplomaten befestigt. In Erlangen war er 1838 zum Doctor promovirt worden; mehrere florentinische gelehrte Gesellschaften hatten ihn unter ihre Mitglieder aufgenommen und nach und nach gewährten fast alle Akademien Italiens ihm die gleiche Ehre. Die ausgedehnten Verbindungen, in welche ihn seine Stellung zu Gelehrten aller Nationalitäten brachte, förderten vielfach auch seine literarischen Arbeiten welche sich fast ausschliesslich auf die Geschichte, die Kunst und Wissenschaft Italiens bezogen und bei denen er sich bald der italienischen, bald der deutschen Sprache bediente. In den vier Bänden, welche er unter dem Titel: „Römische Briefe von einem Florentiner“ 1840—1844 herausgab, suchte er in gefälliger Form die Leser über Rom und die Campagna zu unterrichten; das Buch ist nicht streng wissenschaftlich gehalten, enthält aber einen sehr reichen historischen Stoff. Zu derselben Zeit entstanden die „Tavole chronologiche e sincrone della storia Fiorentina“ (1841), ein noch jetzt brauchbares Hülfsmittel für die florentinische Geschichte und verschiedene Arbeiten für das „Archivio storico italiano“, welches von 1842 an von Vieusseux herausgegeben wurde. Schon damals begann sich Reumont als Vermittler zwischen der italienischen und deutschen Geschichtswissenschaft ein nicht geringes Verdienst zu erwerben.

Die nächsten Jahre, welche Reumont meist in der Umgebung König Friedrich Wilhelms IV. verlebte, waren wohl die glücklichsten seines Lebens. Sein Verhältniss zum Könige gestaltete sich auf das freundlichste. Die künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen Reumont's begegneten sich vielfach mit denen des Königs, der auch für Italien, seine Ge-

schichte und Kultur eine grosse Vorliebe hatte. Der König fühlte sich im Gespräch mit Reumont, der stets Neues und in einer ihm durchaus zusagenden Form vorzutragen wusste, immer angeregt und befriedigt. Die Gunst des Königs verhalf Reumont auch zu einer gewissen Intimität mit der königlichen Familie, die ihm dauernd sehr freundlich gesinnt blieb. Manche Auszeichnungen wurden ihm zu Theil, auf welche er nicht geringes Gewicht legte; auch in den Adelstand wurde er erhoben. Er sonnte sich in der königlichen Gnade; lebhaften Antheil nahm er an den schönen Hoffesten, zu denen er auch selbst poetische Arbeiten liefern durfte. Wiederholt blieb ihm auch Zeit, seiner Reiselust zu genügen. Im Sommer 1844 besuchte er die Schweiz und Oberitalien, in den beiden folgenden Sommern England und im Herbst 1847 wieder Oberitalien, wo er mit dem Könige zusammentraf und ihn einige Zeit begleitete. Dann ging er nach Florenz und Rom, wo er Vieles verändert fand. Die alten Verhältnisse in Italien lösten sich auf; man versuchte mit wenig Glück neue staatliche Ordnungen zu gründen und Oesterreich aus Italien zu verdrängen. Inmitten feindlicher Heere trat Reumont die Rückreise nach Deutschland an. Aber inzwischen hatte sich auch hier Alles umgestaltet.

Als er nach Frankfurt kam, tagte dort die deutsche Nationalversammlung; als er nach Berlin gelangte, dort die preussische Nationalversammlung. Der König empfing ihn mit dem höchsten Wohlwollen, aber die alten Zeiten am Hofe kehrten nicht wieder. Eine tiefe Niedergeschlagenheit hatte sich des Königs und Aller, die ihm nahe standen, bemächtigt. Auch Reumont, den ich damals zuerst sah, war in der gedrücktsten Stimmung; er hielt seine diplomatische Laufbahn, in die er mit so viel Glück eingetreten war, für beendet und glaubte einer ungewissen Zukunft entgegensehen zu müssen. Die Sache gestaltete sich günstiger, als er erwartet hatte. Schon nach kurzer Zeit wurde er als Lega-

tionsrath der Gesandtschaft in Rom beigegeben. Als er im Januar 1849 mit dem zum Gesandten ernannten Grafen Usedom nach Rom kam, herrschte dort die Revolution; der Papst war nach Gaëta entflohen, wohin auch Graf Usedom und Reumont ihm folgen mussten. Erst als der Papst wieder seinen Einzug in Rom hielt, kehrte auch Reumont, im April 1850, dorthin zurück. Im Sommer 1851 ging er dann auf den Wunsch des Königs nach Berlin, wurde aber gleich darauf zum preussischen Geschäftsträger in Florenz ernannt.

Im December 1851 trat Reumont sein neues Amt an. So befriedigend es für ihn sein musste, jetzt in selbständiger Weise dort zu walten, wo er einst in sehr bescheidenen Verhältnissen in die diplomatischen Kreise eingetreten war und wo er immer die alten freundschaftlichen Beziehungen unterhalten hatte, waren die politischen Zustände doch damals für ihn nichts weniger als erfreulich. Gern kehrte er deshalb im Sommer 1855, einem Wunsche des Königs entsprechend, nach Deutschland zurück und verblieb dort, meist im königlichen Gefolge, bis zum Oktober, wo er auf seinen Posten zurückkehren musste. Doch schon im Mai 1856 war er wieder in Berlin, da der König schwer eines Umganges entbehrte. Er begleitete dann den König nach Marienbad, und sein Umgang wirkte vortheilhaft auf die Stimmung des damals schon kranken Monarchen. Auch Reumont selbst war damals leidend; von Jugend auf von schwacher Gesundheit und öfters asthmatischen Beschwerden unterworfen, wurde er in Marienbad von einem so starken Anfalle seines Leidens heimgesucht, dass man in grosse Besorgniß um ihn gerieth. Auch im nächsten Sommer war Reumont wieder in Marienbad in der Umgebung des Königs, und im Sommer 1858 wurde er nach Tegernsee beschieden, wo der König damals Heilung suchte. Reumont folgte seinem schwer kranken Herru erst nach Sanssouci, dann auf der italienischen Reise im Winter 1858 auf 1859. Die Reise schien einen günstigen

Einfluss auf den König geübt zu haben. Am 30. April 1859 verabschiedete sich Reumont zu Rom von dem nach Deutschland zurückkehrenden König. Noch einmal begab er sich auf seinen Posten nach Florenz, um Augenzeuge ihu schwer betäubender Ereignisse zu sein. Mit dem Einzuge Victor Emanuels in Florenz war seine Mission beendet; im April 1860 verliess er Florenz und begab sich nach Berlin. Noch mehrmals sah er den König, der schon seinem Ende entgegenging. Nachdem er sich von ihm verabschiedet, trat er eine Rheinreise an und ging dann nach Rom — doch nicht mehr in amtlicher Stellung, da er bei dem Einziehen der meisten Gesandtschaften in Italien zur Disposition gestellt war. Die Nachricht von dem Tode seines königlichen Gönners erhielt er in Rom. Mit dem Leben des ihm so gnädigen Fürsten hatte auch Reumont's diplomatische Laufbahn ihren Abschluss gefunden. Er hat sich später noch um den Gesandtschaftsposten in Rom beworben, aber vergeblich. Er empfand das als eine persönliche Kränkung, aber er wusste sich damit zu trösten, dass er sich nun ganz seinen literarischen Arbeiten hingeben konnte.

Diese Arbeiten hatte er nie ruhen lassen. Wie reichlich er inmitten eines vielbewegten Lebens seine Mussestunden auszunützen verstand, zeigen seine Schriften: „Ganganelli, seine Briefe und seine Zeit“ (1847), „Die Carafa von Madaloni“ (2 Bände 1851), „Beiträge zur italienischen Geschichte“ (6 Bände 1853—1857), „Die Jugend Catarinas de' Medici“ (2 Bände 1854—1856), „Die Gräfin Albany“ (2 Bände 1859), „Della diplomazia italiana dal secolo XIII al XVI“ (1858) und verschiedene Beiträge zu dem *Archivio storico italiano*. Als er nun ganz seinen Studien leben konnte, sammelte er zunächst eine Anzahl kleinerer, die Zeitgeschichte betreffender Arbeiten und gab sie unter dem Titel „Zeitgenossen“ (2 Bände 1862) heraus. Bald aber nahm ihu eine grössere Arbeit ganz in Anspruch. König

Maximilian II. fühlte damals das Bedürfniss einer übersichtlichen, etwa zwei Bände umfassenden Geschichte Roms, die den Laien ermöglichen sollte, sich besonders über die Monumente der Stadt zuverlässige Belehrung zu verschaffen. Man machte den König darauf aufmerksam, dass Reumont mit dem Stoff eines solchen Werkes vollständig vertraut und vielleicht zur Bearbeitung desselben geneigt sei. Der Zufall wollte, dass Reumont zu dieser Zeit, im Frühjahr 1863, auf einer Reise München berührte; als ihm hier der Wunsch des Königs eröffnet wurde, ging er auf das ihm gemachte Anerbieten ein. Sofort machte er sich an die Arbeit. Noch in Rom begann er das Werk, setzte es dann in Aachen, wohin er 1863 übersiedelte, fort und brachte es 1870 in Bonn zum Abschluss. Die „Geschichte der Stadt Rom“ (4 Bände 1866—1870) entspricht nicht ganz dem ursprünglichen Plane; der Verfasser glaubte seine Aufgabe gründlichst lösen zu sollen, und das Buch wuchs dadurch zu einem Umfange, der die Verbreitung beeinträchtigen musste. Als eine Art Reisehandbuch, wie Anfangs beabsichtigt war, konnte das Werk nicht dienen, aber es ist ohne Frage eine verdienstliche und dankenswerthe Leistung.

Die Jahre 1868—1878 waren die schaffensfreudigsten in Reumont's Leben. Er hatte sich in Bonn ein Haus gekauft, wo er und zwei bei ihm lebende Schwestern — er war nie verheirathet — Alles nach ihrem Gefallen eingerichtet hatten und einen anregenden Verkehr unterhielten. Hier lebte er ganz seinen literarischen Arbeiten. Gleich nach der Beendigung der Geschichte Roms machte er sich an ein neues Werk, welches in ihm viele theure Erinnerungen wachrief. Es sollte die Glanzzeit von Florenz darstellen und erschien 1847 unter dem Titel: „Lorenzo de' Medici“ (2 Bände), wohl die vollendetste Arbeit Reumont's. Eine so beifällige Aufnahme fand das vortreffliche Buch, dass 1883 eine neue Auflage nöthig wurde. In unmittel-

barem Anschluss an dasselbe bearbeitete dann Reumont für die von mir herausgegebene „Geschichte der Europäischen Staaten“ die „Geschichte Toscanas seit dem Ende des florentinischen Freistaats“ (2 Bände 1876, 1877), ein sehr nützliches Werk, zu welchem er wie kaum ein anderer deutscher Gelehrter befähigt war. Gleichzeitig traten noch eine Anzahl grösserer und kleinerer Arbeiten an das Licht.

Im Jahre 1878 kehrte Reumont nach seiner Vaterstadt Aachen zurück, wo er sich inzwischen ein Haus hatte bauen lassen. Er gründete hier einen historischen Verein, für den er trotz seines Alters noch vielfach thätig war. Dabei behielt er aber seine eigenen literarischen Arbeiten immer im Auge. 1878 gab er eine Sammlung „Biographischer Denkblätter“ heraus, 1880 die werthvolle Biographie Gino Capponi's, seines alten Freundes, den er noch bis zum Lebensende fast alljährlich aufgesucht hatte. In demselben Jahre erschien auch eine Sammlung italienischer Aufsätze unter dem Titel: „Saggi di Storia e Letteratura“ und in den beiden folgenden Jahren das Lebensbild der Vittoria Colonna und eine neue Sammlung unter dem Titel: „Kleine historische Schriften.“ Am 4. Mai 1883 feierte Reumont unter grosser Theilnahme sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum. Bald hernach auf einer Reise nach Frankreich befiel ihn plötzlich ein schweres Augenleiden, welches nach einiger Zeit die Entfernung des einen Auges nothwendig machte. Das Unglück traf ihn um so schwerer, als er gerade damals mit der Vollendung eines literarischen Denkmals für seinen königlichen Gönner beschäftigt war. Das Buch: „Aus König Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen“ (1884) ist wohl viel gelesen worden, entsprach jedoch nicht ganz den gehegten Erwartungen.

Am 28. Juni 1883 waren 50 Jahre seit dem Eintritte Reumont's in den preussischen Staatsdienst verflossen; dieser Denkttag seines Lebens wurde dadurch bezeichnet, dass ihm

der Titel eines Wirklichen Geheimen Rathes verliehen wurde. Auch jetzt legte er die Feder nicht ganz aus der Hand. 1886 liess er noch eine Sammlung meist älterer Aufsätze unter dem Titel: „Charakterbilder aus der neueren Geschichte Italiens“ erscheinen. Aber bald musste er die ihm liebe Arbeit aufgeben. Im November 1886 traf ihn ein Schlaganfall und im Mai 1887 ging sein Leben zu Ende.

Nicht ohne Verwunderung blickt man auf den Lebensgang Reumont's zurück. Aus sehr bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen, ohne alle anziehenden äusseren Vorzüge, gewinnt er sich Ansehen und Achtung in den höchsten Kreisen der Gesellschaft; ohne die gewöhnliche bureaukratische Schule durchgemacht zu haben, erlangt er ehrenvolle Stellungen in der diplomatischen Welt; ohne sich jemals einer strengwissenschaftlichen Schulung unterworfen zu haben, wird er nicht nur ein höchst fruchtbarer Geschichtsschreiber, sondern schuf auch Werke, denen ein dauernder Werth beizumessen ist. Das Alles ist ausserordentlich, und mag sich auch Manches durch die Gunst zufälliger Umstände erklären lassen, in der Hauptsache werden solche Erfolge doch nicht ohne eine seltene geistige Beanlagung zu gewinnen sein. Am wenigsten wird man sagen können, dass Reumont von den Zeitströmungen gehoben sei. In seiner politischen und kirchlichen Ueberzeugung stand er den die Zeit beherrschenden liberalen Tendenzen feindlich gegenüber, wenn er auch Weltmann genug war, um seinen Gegensatz nicht schroff herauszukehren, und vielfach in vertrautem Umgang mit Männern lebte, deren Ansichten von den seinen weit abwichen<sup>1)</sup>.

---

1) Benützt ist besonders der ausführliche Nekrolog von H. Hüffer in der Allgemeinen Zeitung 1887 Beilage Nr. 235—241; ausserdem der Nekrolog von K. von Höfler in dem Historischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 1888 S. 49 ff.

Am 25. August vorigen Jahres verschied auf seiner Villa Ronzano bei Bologna Graf **Giovanni Gozzadini**, Senator des Königreichs Italien, seit 1878 auswärtiges Mitglied unserer Akademie.

Giovanni Gozzadini entstammte einem der ältesten und berühmtesten Geschlechter Bolognas, welches durch acht Jahrhunderte bedeutende Männer im Staat und in der Wissenschaft, namentlich des Rechts, hervorgebracht hat. Er war im Jahre 1810 zu Bologna geboren, als der Sohn des Grafen Giuseppe Gozzadini und der Donna Laura Papafava aus dem Hause der Carrara Paduas. In seiner Jugend beschäftigte er sich besonders mit ritterlichen Uebungen. Eine Waffensammlung, welche er sich anlegte, führte ihn dann zu geschichtlichen Forschungen, die sich zuerst besonders auf das Mittelalter bezogen. 1835 veröffentlichte er die Biographie des Armanciotto de' Ramazzotti, eines Condottiere des 15. Jahrhunderts, 1839 eine aus archivalischem Material geschöpfte Monographie über Giovanni II. Bentivoglio.

Im Jahre 1844 entdeckte er auf seinem Gute Villanova einen Friedhof, den er den Etruskern zuschrieb, und widmete sich nun mit Vorliebe prähistorischen Studien. Andere wichtige Entdeckungen, die er machte, wie der Nekropole von Marzabotto bei Bologna, erregten Aufsehen und führten ihn immer tiefer in diese Studien. Im Jahre 1868 gab er seine Studj archeologico-topografici sulla città di Bologna heraus und verfasste eine Reihe von Abhandlungen über die etruskischen Nekropolen, die er 1871 dem anthropologisch-archäologischen Congress zu Bologna, den er als Präsident eröffnete, in Vorlage brachte. Durch seine Entdeckungen war die Erweiterung und Neuordnung des berühmten Museo civico delle antichità in Bologna nothwendig geworden; als Generaldirector des Museums leitete er die Arbeiten, die 1881 zum Abschluss kamen, wo er die Genugthuung hatte, das vollendete Werk einzuweihen.

So sehr ihn die prähistorischen Studien beschäftigten, liess er doch die Geschichte des Mittelalters nicht aus den Augen. So veröffentlichte er 1851 die *Cronaca di Ronzano*, eines alten Klosters der Frati Gaudenti, welches in seinen Besitz gekommen war und wo er sich eine Villa eingerichtet hatte. Vier Jahre später erschien dann sein grosses Werk: *„Delle Torri gentilizie di Bologna“*; dasselbe enthält den auf gründlichen Forschungen beruhenden Nachweis der Burgen und Paläste der zahlreichen Adelsgeschlechter Bolognas nebst geschichtlichen Notizen über diese Geschlechter und ist als eine der wichtigsten Arbeiten für die Geschichte Bolognas zu bezeichnen.

Gozzadini's literarische Thätigkeit ist eine sehr rege gewesen. Viele seiner Abhandlungen sind in den Publicationen der für die Provinzen der Emilia eingesetzten königlichen Deputation der vaterländischen Geschichte, deren Präsident er seit 1862 war, gedruckt worden. Die Verdienste Gozzadini's beruhen jedoch vor Allem in den neuen Impulsen, welche er der Archäologie, Topographie und Geschichte Bolognas gab. Der Aufschwung der Studien dieser Richtung ist hauptsächlich ihm zu verdanken, nicht minder die Erhaltung mancher werthvollen Denkmäler aus den alten Zeiten Bolognas.

Einem Manne von solcher gesellschaftlichen Stellung, der sich auch in der Wissenschaft einen geachteten Namen erworben hatte, konnten grosse Auszeichnungen und allgemeine Verehrung nicht fehlen. Sein Haus war ein Sammelpunkt der patriotischen Geister und der Gelehrten Italiens. Schwer traf ihn im Jahre 1881 der Verlust seiner hochgebildeten und vielgefeierten Gemahlin Maria Teresa di Serego-Allighieri vom Hause Dante in Verona, deren Andenken er in einer 1882 publicirten und 1884 in neuer Auflage erschienenen Biographie verherrlichte.

Mit Giovanni Gozzadini erlosch eines der berühmtesten historischen Geschlechter Italiens. Das sehr wichtige Archiv des Hauses wird hoffentlich der Stadt Bologna erhalten bleiben <sup>1)</sup>).

---

Am 17. September vorigen Jahres starb im Haag der königliche Reichsarchivar **Laurent Philippe Charles van den Bergh**, seit 1869 auswärtiges Mitglied unsrer Akademie.

Van den Bergh, geboren am 20. Juni 1815 zu Düsseldorf, machte seine Studien auf der Universität zu Utrecht und wurde dort zum Doctor der Rechte promovirt. Er trat dann bei dem Reichsarchiv im Haag ein, bekleidete dort mehrere Stellungen und wurde nach dem Tode von Bakhuizen van den Brink 1869 zum Reichsarchivar ernannt.

Seine schriftstellerische Thätigkeit ist eine ausgedehnte gewesen. Die ersten Arbeiten van den Bergh's liegen mehr auf dem schönwissenschaftlichen, als dem historischen Gebiet, später aber wandte er sich vorzugsweise historisch-archivalischen Studien zu. Nachdem er 1838 im Auftrage seiner Regierung in den französischen Archiven Forschungen angestellt hatte, gab er 1840 über die Resultate derselben einen Bericht heraus und setzte dann seine geschichtlichen Studien in den holländischen, belgischen, deutschen und englischen Archiven fort. Die Frucht dieser Studien sind eine Anzahl grösserer Urkundenwerke, die ihm in der gelehrten Welt einen hochgeachteten Namen machten. Unter ihnen sind besonders zu nennen: „Gedenkstukken tot opheldering der Nederlandsche geshiedenis“ (3 Bände 1842—1845), „Het Nederlandsche Rijks-archieef, verzameling van onuitgegeven oorkonden en besluiten voor de geschiedenis des Vaderlands“

---

1) Benutzt sind: Ang. de Gubernatis, Dizionario biografico degli scrittori contemporanei p. 526, 527 und Mittheilungen des Herrn Dr. Ferd. Gregorovius.

(gemeinschaftlich mit Bakhuizen van den Brink und de Jonge herausgegeben 1857). „Oorkondenboek voor Holland en Zeeland“ (herausgegeben im Auftrage der nld. Akademie der Wissenschaften 1863). Ausserdem hat er werthvolle Beiträge zur niederländischen Mythologie und Heraldik veröffentlicht und sich durch kritische Editionen und Erläuterungen mittelalterlicher Dichtungen Verdienste erworben. Mit grosser Bereitwilligkeit hat er die Nachforschungen deutscher Gelehrten in den niederländischen Archiven unterstützt<sup>1)</sup>.

---

Am 19. Mai vorigen Jahres verstarb zu Leipzig der Geheime Hofrath Professor **Dr. Johann Ernst Otto Stobbe**, seit 1885 correspondirendes Mitglied unsrer Akademie.

Stobbe wurde am 28. Juni 1831 zu Königsberg in Preussen geboren. Der Vater, ein städtischer Beamter, lebte in beschränkten Verhältnissen, war aber auf die geistige Ausbildung seiner Kinder sorgsam bedacht. Schon auf dem Gymnasium that sich Stobbe unter seinen Mitschülern hervor und trieb mit grossem Eifer das Studium der alten Sprachen und der Geschichte. Im Jahre 1849 bezog er die Universität seiner Vaterstadt und wandte sich zunächst der Philologie zu, ging aber bald, da er keine Neigung zum Schulfache hatte, zur Jurisprudenz über. Zunächst lag er romanistischen Studien unter Sanio's Leitung ob, zu dem er auch ein nahes persönliches Verhältniss gewann und dem er stets in dankbarer Liebe verbunden blieb. In das Studium des deutschen Rechtes führte ihn Johannes Merkel ein, der sich des strebsamen Jüngers ganz besonders annahm. Bei der Preisvertheilung 1852 wurde nicht nur der von der juristischen Facultät ausgesetzte Hauptpreis Stobbe zuerkannt,

1) Benützt wurde: Biographisch Woordenboek der Nord- en Suid-Nederlandsche Letterkunde door Huberts, Elberts en van den Branden p. 56.

sondern auch ein anderer Preis, welchen die philosophische Facultät für die Lösung einer archäologischen Aufgabe ausgeschrieben hatte. Die Liebe zu den klassischen Studien war in Stobbe nicht erloschen, aber doch stand schon sein Entschluss fest, sich ganz der Erforschung des deutschen Rechts zu widmen und ein akademisches Lehramt zu erstreben. Der Entschluss schien bei seinen Verhältnissen gewagt, aber er liess sich durch äussere Schwierigkeiten nicht abschrecken.

Nachdem er 1853 zum Doctor promovirt war, beschloss er zu seiner weiteren Ausbildung die Universitäten Leipzig und Göttingen zu besuchen, wozu ihm eine mässige Unterstützung vom Ministerium bewilligt wurde. In Leipzig hatte er sich besonders des näheren, für ihn höchst anregenden Umgangs mit Albrecht zu erfreuen, in Göttingen trat er vornehmlich unter Waitz's Einwirkung den historischen Studien, so weit sie sein Gebiet berührten, näher. Schon war er selbst literarisch thätig; ausser seiner Inaugural-Dissertation liess er mehrere Abhandlungen drucken und gab die *Summa Curiae Regis*, ein Formelbuch aus der Zeit der Könige Rudolf I. und Albrecht I., heraus. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt habilitirte er sich dort 1855 als Privatdocent und begann Vorlesungen zu halten. Noch in demselben Jahre erschien sein erstes grösseres wissenschaftliches Werk: „Zur Geschichte des deutschen Privatrechts“, welches allgemeine Anerkennung fand und die Veranlassung gab, dass er 1856 zum ausserordentlichen Professor und schon nach wenigen Monaten, als er einen Ruf nach Erlangen abgelehnt hatte, zum ordentlichen Professor des deutschen Rechts befördert wurde. Er hatte sich glücklich durchgeschlagen und früher, als er es irgend erwarten konnte, einen akademischen Lehrstuhl erreicht. Aber er sah darin nur einen Sporn, durch tüchtige Leistungen zu beweisen, dass er der ihm so früh zugefallenen Ehren würdig sei. Und sofort bot sich ihm eine Aufgabe, an der er seine ganze Kraft zeigen konnte.

Es wurde ihm zur Bearbeitung eine Geschichte des deutschen Rechts übertragen; Anfangs sollte er das schwierige Werk in Verbindung mit Merkel ausführen, aber bei Merkel's Rücktritt musste er die Arbeit allein auf sich nehmen.

Gerade damals kam ich nach Königsberg und mit Freude gedenke ich der Zeit, wo ich in fast täglichem Verkehr mit Stobbe stand. Die Offenheit seines Charakters, die Frische seines ganzen Wesens, der Eifer für seine Studien gewann ihm die allgemeine Liebe. Leider blieb er nicht lange unter uns. Schon 1859 folgte er einem Rufe nach Breslau, den er, so werth ihm seine Vaterstadt war, doch gern annahm, da er ihm Aussicht auf eine ausgedehnte Lehrthätigkeit eröffnete. Schnell lebte er sich in Breslau in alle Verhältnisse der Universität und der Stadt ein. Leicht erlangte er die Liebe seiner Collegen, die Achtung der Studenten. In den Jahren 1869—1871 vertrat er als Rector die Universität mit ebensoviel Umsicht als Würde. Die Stadt wurde ihm besonders heimisch, nachdem er sich dort 1862 mit Margarete Eberty vermählt und einen eigenen Hausstand gegründet hatte; die mit Kindern gesegnete Ehe war eine höchst glückliche, und sein Haus der Sammelplatz zahlreicher Freunde. Dabei gewann er ausreichende Muse zur Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Arbeiten. In den Jahren 1860—1864 erschien die „Geschichte der deutschen Rechtsquellen“, 1865 „Beiträge zur Geschichte des deutschen Rechts“, 1866 „Die Juden in Deutschland während des Mittelalters“, 1870 „Hermann Conring, der Begründer der deutschen Rechtsgeschichte“ und 1871 der erste Band des „Handbuchs des deutschen Privatrechts“, welches das Hauptwerk seines Lebens werden sollte.

So befriedigt sich Stobbe in Breslau fühlte, folgte er doch 1872 ohne Bedenken einem Rufe nach Leipzig; denn immer war es ihm als der höchste Wunsch erschienen, an der dortigen Universität wirken zu können. Von allen Seiten fand er in Leipzig das freundlichste Entgegenkommen, und

in kurzer Zeit war er mit den ihm schon von früher nicht unbekanntem Verhältnissen der Universität und der Stadt völlig vertraut. Fünfzehn glückliche Jahre hat er dann noch in Leipzig verlebt, getragen durch das Vertrauen und die Liebe seiner Collegen, die ihm für das Jahr 1878/1879 das Rectorat übertrugen. Seine Lehrthätigkeit war eine ausgedehnte und fruchtbare. Universität und Stadt brachten ihn in einen regen Verkehr mit bedeutenden Persönlichkeiten, und als ein besonderes Glück empfand er es, dass es ihm hier vergönnt war, mit seinem Königsberger Lehrer, Collegen und Freunde von Simson, dem Präsidenten des deutschen Reichsgerichts, wieder in unmittelbare Verbindung zu treten. Seine literarischen Arbeiten concentrirten sich fast ganz auf die Vollendung des Handbuchs des deutschen Privatrechts, welches 1885 mit dem fünften Bande seinen Abschluss fand, und auf die Bearbeitung der neuen Auflage der drei ersten Bände.

Stobbe's Gesundheit war in den letzten Jahren nicht mehr so fest, wie früher. Da er noch nicht im höheren Alter stand, seine volle geistige Regsamkeit bewahrt hatte und auch die Arbeitskraft nicht nachliess, glaubte man keine ernstern Besorgnisse hegen zu müssen. Auch er selbst glaubte seine körperlichen Beschwerden leicht überwinden zu können. Aber das Leiden sass doch tiefer, als er und Andere annahmen. Nur zu bald wurde er den Seinen, seinen Freunden und Schülern durch eine rasch verlaufende Krankheit entrissen. Was er für die Geschichte des deutschen Rechts geleistet hat, wird in der Wissenschaft nie vergessen werden <sup>1)</sup>.

---

1) Benützt wurde: Otto Stobbe, Rede, gehalten bei der akademischen Gedächtnisfeier der Leipziger Juristenfacultät von Emil Friedberg (Berlin 1887).